

**10 406**









COLIN  
ROSS  
MIT  
KAMERA/  
KIND  
UND  
KEGEL  
DURCH  
AFRIKA



LEIPZIG/  
F.A. BROCKHAUS

BAUS











Der Verfasser mit Tochter und Söhnchen.

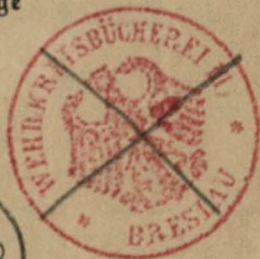
Erwerbs-Buch Nr. ~~3194~~

C O L I N R O S S

Mit Kamera,  
Kind und Regel  
durch Afrika

Mit 32 Abbildungen

14. Auflage



LEIPZIG / F. A. BROCKHAUS

1933

CBGiOŚ, ul. Twarda 51/55

tel. 22 69-78-773



Wa5168451

Umschlag und Einband nach Entwürfen  
von Georg Baus



10406

Copyright 1928 by G. A. Brodhaus, Leipzig

NH-69195

N. 4888376/TMK



## Warum

### die Kinder mit nach Afrika kamen.

Es ist wohl noch ein Erbteil aus meiner Ingenieurzeit her, daß ich ausgesprochen für Sachlichkeit bin und ein Feind jeder persönlichen Reklame. Die Ergebnisse meiner Reisen, die gehören dem Leser, aber wie ich dazu kam, welche Mühen, Strapazen oder auch Gefahren es kostete, sie zu erringen, das ist meine Sache. Doch wenn man lange in der Öffentlichkeit steht, kann man sich ihr schließlich nicht ganz entziehen. Seit 1919 reise ich mit Frau und Kindern in der ganzen Welt umher, und da ist allmählich doch etwas davon durchgesickert, daß meine Fahrten „Familienreisen“ sind. So haben mein treuer, tapferer „Reisekamerad“ und ich uns entschließen müssen, in meinen Büchern wie in meinen Filmen auch ein wenig von unsern persönlichen Erlebnissen preiszugeben.

Das ist schon aus dem Grunde notwendig, um der etwaigen falschen Vorstellung zu begegnen, es könnte der Mitnahme der Kinder irgendwelche Rekord- oder Sensations-sucht zugrunde liegen. Gewiß, daß ein Dreijähriger durch Afrika reist, ist zweifelsohne ein Rekord, und im Innern des Kontinents hat die Ankunft unserer Karawane bei den ältesten Farmern und Kolonisten basses Erstaunen erregt. Aber ich bin zu ausgesprochen altmodisch, um Sinn für Rekorde und noch dazu solche Rekorde zu haben.

Nein, der Grund, warum ich meine Kinder mitnehme,

ist sehr einfach und überdies rein persönlich und egoistisch. Ich muß reisen, das liegt einfach in meiner Natur. Wenn ich ein Jahr in einem richtiggehenden Hause gelebt und in einem richtiggehenden Bett geschlafen habe, dann muß ich unbedingt mal wieder im Zelt wohnen oder im Freien kampieren, ein Mongolenpony zwischen den Beinen haben oder mich irgendwo durch Busch und Urwald hindurchschlagen. Aber es macht mir gar keinen Spaß, monate- oder gar jahrelang von den Meinen getrennt zu sein, na und deshalb nehme ich sie eben mit. Das ist der ganze Grund. Wir haben alles durchprobiert. Ich bin allein gereist oder nur mit meinem „Reisekamerad“. Aber schließlich haben wir doch gefunden, das ist auf die Dauer nichts; weitaus am schönsten ist es, wenn wir alle zusammen sind. Und seitdem reisen wir „mit Kind und Regel“.

Ich gebe zu, das ist nicht ganz einfach. Es gab auch, insbesondere auf unserer letzten Reise, Augenblicke, wo die Furcht in uns aufstieg, vielleicht doch zuviel gewagt zu haben, und wo alle Energie, alle Seelenkraft nötig war, um uns heil durch schwierige Situationen hindurchzubringen. Etwa in jener entsetzlichen Sturmnacht im Kisi-Land, wo ich nur mit Aufbietung letzter Kraft unser Lager vor dem völligen Weggeschwemmtwerden retten konnte, als unser Lastauto im Sumpf versank und wir durchnäßt und malarialkrank nicht wußten, was nun werden sollte. Aber das Erstaunliche ist ja, daß man aus solchen Lagen schließlich doch immer wieder herauskommt.

Was man im allgemeinen überschätzt, sind die Gefahren des Klimas. Gewiß, Malaria, die ist wohl so gut wie unvermeidlich, trotz aller Vorsicht und Prophylaktika. Auch den kleinen Ralph hat sie leider erwischt. Doch bei den heutigen Chininkuren ist diese Krankheit nicht so schlimm. Wenn



wir unterwegs von den Typhus- und Grippeepidemien in Deutschland lasen, sagten wir uns: welch ein Glück, daß wir jetzt in Afrika und nicht zu Hause sind! Denn andererseits darf man ja auch nicht vergessen, daß man im Busch, in der Steppe und im Urwald frei von den in Europa üblichen Infektionskrankheiten bleibt, und daß man das gesündeste Leben führt, das man sich denken kann: Tag und Nacht in frischer Luft, viel Bewegung, Sonne, gesunde, einfache Kost. Da gedeihen die Kinder ganz prächtig. Gerade kleine Kinder vertragen ja Hitze und Tropenklima besser als Erwachsene. Diese Erfahrung hatten wir schon mit unserm Töchterchen Renate gemacht, als wir sie, die damals vier Jahre war, zwei Jahre lang durch Südamerika bei uns behielten. Und so wagten wir es diesmal auch, den kleinen Ralph mitzunehmen, obgleich er noch nicht drei war, als wir uns einschifften.

Und ich muß sagen, dieser jüngste Afrikareisende bewährte sich hervortragend. Alles nahm er mit der größten Selbstverständlichkeit und Ruhe hin. Es gab nichts, was ihn hätte aus der Fassung bringen können, weder das Löwengebrüll, das wir in manchen Gegenden Nacht für Nacht aus nächster Nähe hörten, noch die seltsamsten Gebräuche und Zeremonien der Eingeborenen, noch schließlich jener Elefantенbulle, der einmal — unglückseligerweise gerade während meiner Abwesenheit — unser Lager anging.

Ralphs Furchtlosigkeit entsprang natürlich völliger Unkenntnis der Gefahr. Ich hatte ihn so erzogen, daß er vor nichts Angst hatte. Daß diese Methode jedoch ihre Bedenken hatte, wurde mir einmal mit Schrecken klar, als wir im Zelt plötzlich Ralph rufen hörten: „Renate, Renate, da habe ich eine wunderschöne Schlange für dich gefangen!“ Glücklicherweise war es nur ein ungewöhnlich langer Tausend-

füßler, den er in seiner kleinen Faust hielt. Ich suchte ihm nun die Gefährlichkeit von Schlangen klarzumachen, aber es wollte ihm gar nicht in den Kopf, daß Schlangen keine „lieben Tiere“ sind.

Schlangen haben wir übrigens unglaublich viele getroffen, und es ist mir ja auch gelungen, einige ungewöhnlich gute Schlängenaufnahmen für meinen Film zu machen. Für alle Fälle hatten wir Serum mit, das, rechtzeitig angewendet, jeden Schlangenbiß ungefährlich macht, ausgenommen den unbedingt tödlichen der Mamba. Glücklicherweise brauchte die Injektionspritze nie in Tätigkeit zu treten. Allerdings waren wir auch vorsichtig. Selbst Ralph trug hohe Leder-gamaschen, keiner zog seine Stiefel an, ohne sie vorher sorgfältig umzuklippen, keiner legte sich im Zelt auf sein Feldbett, ohne vorher alles auf Schlangen und Skorpione zu durchsuchen. Einmal saß auch richtig unter der Decke des Zungen ein riesiger Skorpion. Das hört sich alles sehr schauerlich an, aber man glaubt gar nicht, wie man sich daran gewöhnt.

Wenn wir den Lagerplatz nicht allzuoft wechselten, spielte sich unser häusliches Leben gewöhnlich recht gemütlich ab. Sehr wesentlich war natürlich immer die richtige Wahl eines solchen Platzes, möglichst unter einem schattigen Baum, nicht allzurweit vom Wasser. Die Beschaffung von Wasser ist das Wichtigste und in Afrika oft das Schwierigste, denn weite Strecken dieses Erdteils sind ja entsetzlich wasserarm. Da brauchten wir oft zwei bis sechs Eingeborene, die nichts anderes zu tun hatten, als den ganzen Tag über Wasser heranzuschleppen; allzusehr wollte man doch auf Reinlichkeit nicht verzichten. Daß wir alle von Dysenterie und Ruhr verschont geblieben sind, schreibe ich dem Umstand zu, daß keiner von uns je einen Tropfen ungekochtes Wasser trank, ebenso

wie kein rohes Obst, kein Salat usw. gegessen werden durfte. Das bedeutet mitunter Entsetzungen, die schwer vorstellbar sind. Es war nicht immer ganz leicht, den nötigen Vorrat von trinkfähigem Wasser bereitzuhaben. Mit dem Abkochen allein ist es ja noch nicht getan. Es gibt in den afrikanischen Gewässern eine ganze Reihe abscheulicher Kleinwesen, die durch Abkochen allein noch nicht getötet werden und im Leibe jene entsetzlichen Würmer erzeugen, die aus den Därmen heraus sich ihren Weg bis an die Haut bahnen und dort furchtbare Wunden und Geschwüre hervorrufen. Alles Wasser wurde daher filtriert, abgekocht und noch einmal filtriert, eine Arbeit, die einer von uns überwachen mußte, denn auch bei dem zuverlässigsten eingeborenen Diener ist kein Verlaß darauf, ob das Wasser wirklich gekocht hat. Sehr erquickend war ein so behandeltes Wasser natürlich nicht, zumal wir es kaum je anders als ekelhaft lau zu trinken bekamen. So ist Ralphs Weihnachtswunsch verständlich, der sich zum Fest nichts anderes wünschte als eine ganze Flasche Sodawasser für sich allein. Mineralwasser war teuer und konnte natürlich nur in begrenzter Menge mitgeführt werden. Tatsächlich bekam denn auch jedes Familienmitglied so ziemlich als einziges Weihnachtsgeschenk eine Flasche Mineralwasser.

Einmal ist mit dem Filterwasser etwas Böses passiert. Ich ging auf zwei Tage vom Lager weg, um einem Rhinoceros nachzuspüren, das sich in der Nähe gezeigt hatte. Da es kein Wasser in der Nähe gab, nahm ich eine Feldflasche vom Lager mit. Wer beschreibt meinen Schreck, als ich unterwegs beim ersten Schluck reines Seifenwasser in die Kehle bekam! Aber ich wollte das Rhinoceros nicht aufgeben und kehrte nicht um. Ich habe schon viel Durst durchgemacht, aber nie so entsetzlich daran gelitten wie auf diesem



Marsch; vielleicht, weil ich das Seifenwasser getrunken. Das Gaumenzäpfchen quoll mir hart und entzündet heraus, und ich hatte den Eindruck, als stülpte sich mir die Kehle um.

Im Lager klärte sich dann der Sachverhalt auf. Ralph hatte in einem unbewachten Augenblick einen großen Kiesel Waschseife in den Filtrierapparat geworfen. Er wollte auf diese Weise das Wasser schneller reinigen. Es war eins der wenigen Male, wo er Prügel bekam, denn es war ihm als heiligstes Gebot eingeschärft worden, den Filtrierapparat nie zu berühren, sondern sich in respektvoller Entfernung von ihm zu halten.

Trotz aller Schwierigkeiten, Mühen und Gefahren gehören diese Zeiten im einsamen Busch zu den schönsten nicht nur der Reise, sondern mit unseres Lebens. Vor allem, weil wir so innig und so eng miteinander lebten, wie es eine Familie in der Zivilisation gar nicht vermag, weil wir alles zusammen erlebten, zusammen durchmachten. So wurden uns auch die Kinder zu verständnisvollen Kameraden, in denen sich ein erstaunlich feines und festes Gefühl dafür entwickelte, daß wir zusammengehören und zusammenhalten müssen gegen die ganze übrige Welt.

So, nun habe ich doch mehr von persönlichen Dingen geschrieben, als ich eigentlich gewollt, das heißt, aus einem Grunde hätte ich es eigentlich schon immer gern getan, so sehr sich auch mein „Reisekamerad“ dagegen wehrte, und zwar aus dem Gefühl der Dankbarkeit gegen die Meinen heraus. Denn meine Bücher und Filme sind ja im Grunde nicht nur mein Werk, sondern das von uns allen, und wenn ich ursprünglich auch aus ganz persönlichen und selbstsüchtigen Motiven meine Familie auf die Reise mitnahm, so hat sich doch in der Folge gezeigt, daß darauf erst der große Er-

folg meiner Reisen beruht. Dadurch, daß wir alle zusammen sind, ist kein Grund zur Eile. Es treibt einen keine Sehnsucht nach Hause. Wir reisen eben nicht im gewöhnlichen Sinne, sondern wir haben unsern Aufenthalt nur in einen andern Himmelsstrich verlegt, in dem wir unser persönliches und häusliches Leben fortsetzen. Wir erleben daher auch das fremde Land nicht als Reisende, nicht als Fremde, sondern als darin Wohnende. Wenn wir beispielsweise in irgendeinem größeren Ort länger sind, führen wir Wirtschaft, und Renate geht in die Schule. Ihre Schulbildung ist ja nun freilich etwas sprunghaft und lückenhaft. Ihre erste Schule war eine spanisch-indianische in La Paz, der Hauptstadt Boliviens. Da lernte sie als Wichtigstes, daß Sucre, der bolivianische Nationalheld, der größte aller Menschen sei. Es hat freilich eine ganze Weile gedauert, ehe diese schrankenlose Bewunderung einer richtigeren Würdigung Platz machte. Aber dann war zufällig sowohl in der englischen Schule, die sie in Rhodesien besuchte, wie in der französischen in Kairo in Geschichte gerade Wilhelm der Eroberer dran, als sie eins ihrer kurzen acht- oder vierzehntägigen Gastspiele gab, und sie stellte mit Überraschung fest, daß der französische Wilhelm der Eroberer ein ganz anderer war als der, von dem sie in der englischen Schule gehört. So lernte sie, ganz abgesehen von den umfassenden Sprachkenntnissen, schon als Kind allerhand nebenbei, was einem später für das Leben recht wichtig wird. Aus dem, was sie in der Schule hört und ihre Mitschülerinnen ihr erzählen, kann ich mancherlei Rückschlüsse auf die politische, wirtschaftliche und soziale Lage eines Landes ziehen, die ich mir sonst nirgends verschaffen könnte, gar nicht zu reden von den Einblicken, die einem eine Frau als Begleiterin unterwegs verschafft, insbesondere in morgenländischen Gebieten, wo das ganze häusliche und Fa-



milienleben, die ganze Welt der Frau, dem fremden Manne verschlossen ist.

Ja, so liegen die Dinge, und nun wird man verstehen, wenn wir auf die nächste Reise, die diesmal jedenfalls nach Australien führen soll, natürlich alle wieder zusammengehen.

Berlin, im September 1928

Colin Roß.

# Inhalt.

	Seite
Warum die Kinder mit nach Afrika kamen . . . . .	3
Wir gehen unter die Diamantgräber.	
1. Die entzauberten Diamanten . . . . .	15
2. Das Fieber setzt ein . . . . .	19
3. Ich fahre auf die Diggings . . . . .	23
4. Die Völkerwanderung ins Glück . . . . .	27
5. Die große Menschenhaß . . . . .	29
6. Mit meiner Familie ins Camp . . . . .	35
7. Heimats-Intermezzo in Lichtenburg . . . . .	37
8. Wir schlagen die Zelte auf. . . . .	40
9. Anfänge als Digger . . . . .	44
10. Wie man als Digger lebt und arbeitet. . . . .	47
11. Im „Lunapark“ der Diamantgräber-Stadt . . . . .	51
12. Wir waschen! . . . . .	56
13. Die Steppe brennt! . . . . .	59
14. Die Diggerschlacht . . . . .	62
Erste Abenteuer mit Löwen und Elefanten.	
15. Beim „Löwenfarmer“ . . . . .	69
16. Mit dem Planwagen in den Busch . . . . .	72
17. Erste Begegnung mit Löwen . . . . .	75
18. Muthill erzählt . . . . .	79
19. Die Löwin . . . . .	82
20. Wir gehen auf Elefantenjagd . . . . .	86
21. Auf Safari . . . . .	90
22. Wir und der Elefant . . . . .	95
23. Nacht unter Büffeln . . . . .	100
24. Abschied von Chitromo . . . . .	105

Unter den nackten Kavirondos.	Seite
25. Eine unbehagliche Einleitung . . . . .	109
26. Fahrt auf der „Upesi sana“ . . . . .	113
27. Landung in Kua mua . . . . .	116
28. Ibbots Schicksal . . . . .	121
29. Erste Bekanntschaft mit den „Sieben-Lage-Abenteurern“ .	125
30. Das Gelage . . . . .	128
31. Präliminarien . . . . .	134
32. Der Stiertanz und das Ende . . . . .	138

In der äußersten Wildnis.	
33. Wir warten im Tropenregen . . . . .	146
34. Mit „bloody Pieter“ in den Busch . . . . .	150
35. Die Gewitternacht . . . . .	153
36. Vom Sumpf zum Elefantenlager . . . . .	159
37. Endlich vor den Elefanten! . . . . .	161
38. Eine furchtbare Überraschung . . . . .	168
39. Der Einzelgänger vor unserm Lager . . . . .	172

## A b b i l d u n g e n

(nach Aufnahmen des Verfassers  
mit Mentor-Spiegelreflex-Kamera auf Agfa-Material).

	Neben Seite
Der Verfasser mit Tochter und Söhnchen . . . . .	Titelbild
Ich war froh, daß mein „Ruff-Freund“ mich im Auto mitnahm .	16
Der erste Schlag zum Glück: Jeder steckt seinen „Claim“ ab . .	16
Wir schlagen unsere Zelte auf . . . . .	17
Trautes Heim — Glück allein. Unsere komfortable Behausung in Lichtenburg . . . . .	32
Der Weg zu unserm „Claim“ ist weit . . . . .	33
Der kleine Ralph-Colin will sein Brot selbst verdienen. Er hilft mit, den „Claim“ abzustechen . . . . .	48
Zuerst wird der „gravel“, der diamanthaltige Grund, losgebrochen . .	49
Die Hauptstraße der aus dem Boden gestampften neuen Diggerstadt	64
Der große Augenblick: Der erste selbstgefundene Diamant . . . .	64
Wir trecken im Planwagen durch Nordtransvaal . . . . .	65



	Neben Seite
Die bescheidene Lagerstation unserer Träger, eine Handvoll Mais, die jedoch erst umständlich gestampft werden muß . . . . .	65
Im rollenden Haus unterwegs . . . . .	80
Jugend gehört zu Jugend . . . . .	81
Wie viele Mädchen haben einen so netten Spielkameraden? Renate mit ihrem jungen Löwen . . . . .	81
Jeden Morgen traten wir einen neuen Jagdzug an . . . . .	96
Zwei tüchtige Kerle: Jackson und sein Herr. . . . .	97
Eine, die über uns lacht . . . . .	112
Unser Boy Webster . . . . .	112
Die Bewunderung der Menge läßt Renate kalt . . . . .	113
Daniel und sein interessantes Profil . . . . .	128
Das Missionsdorf von Kua Mua . . . . .	128
Die „malerischen“ Kavirondo-Häuptlinge . . . . .	129
Die schwarzen Damen übertrumpfen die gewagtesten Abendtoiletten ihrer weißen Schwestern . . . . .	144
Ralph empfängt eine Kavirondo-Deputation . . . . .	144
Inmitten afrikanischer Wilder — ein Wahrheit gewordener Knaben- traum; für Ralph-Colin das selbstverständlichste Ding von der Welt	145
Stundenlang konnten sie sich ansehen . . . . .	145
Mit „bloody Pieters“ vorsintflutlichem Gefährt durch dick und dünn	160
Pannen verursachen auch in Afrika Menschenaufläufe. Die Schwarzen kamen von weit her, um uns zu bestaunen . . . . .	161
„Bloody Pieter“ untersucht eine Elefantenfährte . . . . .	161
Die Träger lassen sich am liebsten mit Fleisch bezahlen. Für Fleisch tun sie alles . . . . .	168
Auszug zur Elefantenjagd . . . . .	169





# Wir gehen unter die Diamantgräber.

## 1. Die entzauberten Diamanten.

Kimberley.

Als ich die Einleitung zu diesem Buche schrieb, waren wir längst aus Afrika zurück. Durch all das, was wir erlebt und durchgemacht, war uns die Mitnahme der Kinder ins Innere eine Selbstverständlichkeit geworden, aber wenn ich mich jetzt noch einmal an den Beginn unserer Reise zurückversehe, muß ich überrascht feststellen, daß wir damals nicht im Traume daran gedacht hatten, die Kinder so weit in den innersten Busch mitzunehmen. Damals dachten wir nicht anders, als daß sie, sobald es richtig losging, in sicheren Etappenorten zurückbleiben sollten. So machten in Südwest mein Kamerad und ich die Autofouren durch die Namib ohne die Kinder. In die Kalahari fuhr ich sogar ganz allein, während die Meinen in Windhuk blieben. Aber gerade diese verhältnismäßig einfachen Fahrten waren es, die in uns mehr und mehr den Gedanken auslösten: im Grunde ist es gar nicht so schwierig und gefährlich. Nehmen wir die Kinder doch ganz mit. Den letzten Anstoß aber gaben erst die Lichtenburger Diamantfunde. Und das kam so:

In Südafrika waren wir natürlich zusammen gereist. Südafrika ist ja ein zivilisiertes Land, und solange man sich an die Bahn hält, reist man dort sogar besser als bei uns oder überhaupt irgendwo; denn die südafrikanischen Bahnen sind die bestorganisierten der Welt. Von Kapstadt waren wir nach Natal gefahren, dann weiter in den ehemaligen

Dranjefreistaat und hatten in Bloemfontain Station gemacht. Herrgott, ist das eine langweilige Stadt. Ursprünglich hatten wir dort einen längeren Aufenthalt vorgesehen, aber da war wirklich nichts los, und so fuhren wir am nächsten Tag nach Kimberley weiter.

Hier hofften wir endlich die Romantik zu finden, die wir in der Südafrikanischen Union bisher vergeblich gesucht. Kimberley ist doch die berühmte Diamantenstadt. Und für uns schließen die Worte Diamanten und Diamantgräber noch immer eine gewisse Romantik ein. Wir denken an unwahrscheinliche Schicksale, wie irgendein armer Teufel solch einen blühenden Stein fand und damit von heute auf morgen Millionär wurde.

Ja, einen Dreck! Heute findet kein armer Teufel einen Diamanten mehr. Heute hat sich das Kapital längst alles Gebiet gesichert, in dem es Diamanten geben kann, und baut es planmäßig ab. Das war schon in Lüderiksbucht eine gewisse Enttäuschung. Allein Südwest hat wenigstens das Absurd-Phantastische an sich, daß dort eine ganze riesige Wüste planmäßig durchs Sieb geschaufelt wird. Aber Kimberley! Kimberley ist eine Mine, ein Bergwerk wie andere auch, nur daß hier zur Abwechslung statt Kohle oder Eisen Diamanten gefördert werden. Gefördert, so viele man will. Diese Stadt ist berühmt, weil hier Cecil Rhodes seine Hände in Diamanten gewaschen und durch diese symbolische Handlung nicht wenig dazu beigetragen haben soll, die verschiedenen Diamantengesellschaften in der einen „De Beers Company“ zu vereinen.

Nun, das ist auch was Rechtes, seine Hände in Diamanten zu waschen. Das imponiert einem auch nur so lange, als man sie nicht so haufenweise beisammen gesehen hat wie hier in Südafrika. Aber vielleicht verdanken wir es dieser



Ich war froh, daß mein „Rush-Freund“ mich im Auto mitnahm.



Der erste Schlag zum Glück: Jeder steckt seinen „Claim“ ab.





Wir schlagen unsere Zelte auf.

Wehrbr  
Bros

symbolischen Rhodesschen Waschung, daß die blühenden Steine heute nicht billig wie Brombeeren sind und nicht jeder von uns seinen Diamantschmuck hat. Denn auf Rhodes geht der Diamantentrust zurück, der das Weltgeschäft kontrolliert und gerade so viel Diamanten produziert, wie der Markt ohne Preislenkung aufnehmen kann.

Trotzdem war der Besuch der De-Beers-Mine außerordentlich interessant, allerdings gänzlich unromantisch. Vom Direktionsgebäude im Herzen der Stadt bis zum letzten Arbeiter-Compound ist es ein wunderbar organisierter und kontrollierter Betrieb. Ununterbrochen kommen von den Schächten die Karren an mit dem diamantenhaltigen Material. Die Bohrer stampfen, die Mühlen mahlen, die Siebe rütteln. Ein mächtiges Haus, riesige Stahlgerüste! Ohrenbetäubender Lärm. Dichter Staub. Ich stehe auf einer schwankenden Brücke. Aus trüber Dämmerung blicke ich einen schrägen Lichtschacht aufwärts. Ein Spinnweb von Eisenträgern füllt ihn. An ihnen entlang saust ein langgestreckter, zentnerschwerer Kübel aus dem Schlammpfuhl unter meinen Füßen ans Tageslicht, und blitzschnell hinauf auf die Spitze der Halbe, wo er seinen Inhalt entleert. In dem Schlammpfuhl unter dem Gebäude sammelt sich alles, was die Brecher und Siebe und Wasch- und Sortiermaschinen als wertlos ausspeien. Unaufhörlich rollen oben über die himmelhohe Bühne die Karren mit dem zugeführten Material, und in kurzen Abständen schießen die Kübel aus dem Pfuhl heraus. Die Brücke, auf der ich stehe, zittert in allen Fugen, ja, das ganze große Haus scheint zu beben, wenn unter mir die ungeheueren Kübel hervorbrechen, lärmend, polternd, brüllend, und ihre schmutzige, schlammige Ladung verspritzend, wie Untiere, die in blinder Wut aus ihrer Höhle stürzen.

Und das Bißchen, was übrigbleibt, sortiert, gesiebt,

gewogen und für wertvoll befunden, geht in die letzte Sieb- und Schüttelanlage, die man hier Pulsator nennt. Das ist noch maschinenmäßiger als bei den Consolidated Mines in Lüderitzbucht. Hier kommen die Diamanten am Ende ordentlich und säuberlich auf mit Fett bestrichenen Bändern ans Tageslicht, wo man sie bloß abzukragen braucht. Das Letzte ist auch hier ein bescheidener, älterer Herr mit Brille und Vollbart, der die allerletzte Auslese trifft und durch dessen Hände alltäglich Millionenwerte gehen. Und dieser Herr — das machte mir fast noch den stärksten Eindruck — sammelt die Steine, die uns so viel Ehrfurcht einflößen, in eine ganz gewöhnliche Blechdose. Ich war wohl so gut empfohlen, und er schenkte mir so viel Vertrauen, daß er mir diese Blechbüchse in die Hand gab. Ich konnte hineinlangen und mir die Steine herausnehmen und nach Belieben betrachten. Wenn ich gewollt, hätte ich meine Hände darin waschen können wie seinerzeit Cecil Rhodes.

Nachdem ich dem freundlichen alten Herrn seinen Blechtopf zurückgegeben, der kaum anders ausah als eine alte Konservenbüchse, sah ich mir die Compounds an. Hier hausen die Eingeborenen, die diese gewaltigen Mengen Gestein aus der Erde herausbrechen und ans Tageslicht fördern, damit durch mühsame Arbeit ein paar blizende Steinchen daraus herausgeklaubt werden, die im Preise hochgehalten werden, weil ja andernfalls die Aktien der Diamantgesellschaften einen unerwünschten Kurssturz erlitten.

Die Arbeiter werden aus ganz Süd- und Zentralafrika angeworben. Wenn sie ihren Kontrakt mit der Mine abgeschlossen haben, sind sie für ein halbes Jahr ihrer Freiheit strenger beraubt als ein Zuchthäusler. Von der Arbeit geht es in den Compound. Der ist mit doppeltem Stacheldraht umgrenzt und hat dahinter ein Viereck von Wellblech. In



diesem Viereck spielt sich das Leben der schwarzen „Diamantgräber“ ab. Aber man darf dabei beileibe nicht an Sklaven denken. Ein großer Teil der Arbeiter bleibt nicht nur ein halbes Jahr, sondern Jahre lang, bis er genug erspart hat, daß er mit so viel Geld in sein Heimatdorf zurückkehren kann, um sich eine, zwei oder ein halbes Duzend Frauen zu kaufen, die dann bis an ihr Lebensende für ihn arbeiten.

Es ist noch gar nicht lange her, daß in Kimberley unter Tage gearbeitet wird. Ursprünglich wurde der „blue ground“, der diamanthaltige Stein, offen im Tagebau abgebaut. Und da dieser „blue ground“ wie eine große Säule in der Erde steht, so entstanden tiefe, runde Löcher von geradezu phantastischen Ausmaßen. Das größte dieser Löcher ist die alte Kimberley-Mine, direkt am Rande der Stadt. Ich muß gestehen, daß ich nur mit fassungslosem Staunen an den Rand dieses Loches trat, des tiefsten, das Menschenhand je in die Erde gegraben. Die Sonne leuchtete nicht bis in seine letzte Tiefe, die in unheimlichem Dunkel ertrank. Eine Schar Fledermäuse kreiste etwa in halber Höhe in unverständlichem Rundfluge wie die Fahrer eines Sechstagerennens. Ein grauenhafter Gedanke, daß ehemals alltäglich Menschen sich in diese Tiefe hinabließen, um da unten nach Diamanten zu graben.

## 2. Das Fieber setzt ein.

Kimberley.

Ich halte meinen ersten Aufsatz von den „Entzauberten Diamanten“ in der Hand und zögere, ob ich ihn in den Briefkasten werfen soll. Es ist ja gar nicht wahr, daß es den alten Diamantenzauber nicht mehr gibt. Es gibt ihn noch, oder vielmehr es gibt ihn wieder. In Lichtenburg, im nördlichen Transvaal, hat man ein Diamantfeld entdeckt, so

reich wie noch nie zuvor. Die ganze alte Goldgräberromantik ist wieder da. Das Kapital hat sich doch nicht alles sichern können, und jeder arme Teufel hat wieder die Chance, von heute auf morgen durch einen einzigen glücklichen Fund Millionär zu werden.

Seit Wochen raunen sich die Eingeweihten bereits von den erstaunlichen Funden zu, die man in Lichtenburg gemacht: hundert Diamanten in einer einzigen Wäsche! Seit Wochen ist bereits eine Völkerwanderung nach dem neuen Dorado unterwegs. Aber in den Zeitungen sind die Nachrichten erst seit wenigen Tagen. Kein Wissender hat ja Interesse daran, daß sich die Kunde verbreitet. Und die Zeitungen selbst? Auch die sind nicht daran interessiert, oder wenigstens nicht die Kapitalkreise, in deren Händen sie sind. Auf jeden Fall haben die großen Diamantgesellschaften, die jetzt schon nicht wissen, wohin sie mit all ihren Diamanten sollen, gar kein Interesse daran, daß noch weitere Felder entdeckt werden. Daher kam es wohl, daß ich gerade in der Diamantenstadt Kimberley erst so spät von dem plötzlichen Diamantensieber erfuhr.

Aber jetzt ist die Sensation so groß, daß sie sich nicht mehr leugnen läßt. Man spricht von dem größten „Diamantenrush“, den Südafrika je erlebte. Es ist ein Ereignis, das die ganze Union in siebernde Erregung versetzt. Wie sollte es anders sein, wenn plötzlich in greifbarer Nähe, für jeden einzelnen in greifbarer Nähe, die lockende Möglichkeit auftaucht, über Nacht reich zu werden.

Dabei ist die ganze Art und Weise, wie so ein Diamantfeld proklamiert wird, so phantastisch, daß sie alles übertrifft, was man darüber in Wildwest- oder Abenteuerromanen je gelesen. Ich sitze dem Sekretär des „Board of Control“ für alluviale Diamanten gegenüber und lausche voll

ungläubigem Staunen dem, was er mir erzählt. Ich habe das schon alles in der Zeitung gelesen. Aber es kam mir so unwahrscheinlich vor, daß ich es nicht glauben wollte.

Also, die Sache spielt sich folgendermaßen ab: Wenn irgendwo Diamanten in einem Ausmaße gefunden werden, das ihre Gewinnung lohnend erscheinen läßt, so darf sich der Prospektor, das ist der Finder der Diamanten, sechzig Claims des diamanthaltigen Bodens aussuchen, und der Grundbesitzer zweihundert. Ein Claim ist ein Los von fünfzehn Meter im Quadrat. Die ganze übrige Fläche wird als öffentliches Diamantfeld proklamiert, und jeder kann sich dort einen Claim abstecken. Jeder, auch ich. Es kostet nur eine Lizenzgebühr von fünf Schilling. Der Beamte hält mir ein Formular hin, das ich nur auszufüllen brauche, um damit die Anwartschaft auf ein Vermögen zu haben. Ich gestehe, daß ich mit dem Gedanken spielte, alles stehen und liegen zu lassen und nach Lichtenburg unter die Diamantgräber zu gehen. Wer weiß, vielleicht ist mir das Glück hold. Das wäre dann doch eine Reise, die sich lohnte!

Das heißt, ganz so einfach ist die Sache doch nicht. Mit den fünf Schilling erkaufte man sich noch keinen Claim, sondern erst das Recht, sich einen solchen zu errennen. Ja, zu errennen. Es gibt vielleicht nur ein paar hundert wirklich gute Claims in Lichtenburg, und heute schon warten dort Tausende von Anwärtern, und weitere Tausende sind im Anzug. Da muß Auslese gehalten werden, und diese Auslese erfolgt allerdings auf eine eigenartige, uns vorsintflutlich anmutende Methode. Es wird nach den Claims um die Wette gelaufen. Die „Digger“, so nennt man hier die Diamantgräber, werden in einigen Kilometer Entfernung vor dem Diamantfeld aufgestellt, und auf ein bestimmtes Zeichen



setzt sich die ganze Masse in Bewegung und rennt wie ums Leben nach dem Feld, um sich einen möglichst guten Platz zu sichern.

„Donnerstag um 12 Uhr mittags ist der Start“, erklärt mir der Beamte. Man schätzt, daß mindestens zehntausend Digger laufen werden. Es ist der größte „Rush“, der je da war.

Ich sitze wie betäubt und muß mich erst etwas von meinem Erstaunen erholen. Zehntausend Menschen rennen um die besten Claims um die Wette. Und, wenn sie ans Ziel kommen, so muß es doch Mord und Totschlag und einen Kampf bis aufs Messer geben, wenn zwei oder mehrere gleichzeitig einen Platz nehmen, den sie alle für den aussichtsreichsten halten.

Ich konnte einen Augenblick im Zweifel sein, ob ich nach Lichtenburg gehen sollte, um selbst mein Glück als Digger zu versuchen. Aber daß ich nach dem jetzt Gehörten unbedingt hingehge, um dieses unwahrscheinliche Ereignis für Buch und Film festzuhalten, darüber kann es auch keinen Augenblick des Zweifeln geben. Selbstverständlich gehe ich nach Lichtenburg, und wenn ich hinsliegen müßte. Ich verabschiede mich kurz und eile ins Hotel, um zunächst einmal das Kursbuch zu Rate zu ziehen. Für alle Fälle frage ich unterwegs ein Taxi, was es für die Fahrt berechnen würde. Der Preis, den der Chauffeur nennt, läßt es doch wünschenswert erscheinen, womöglich noch einen Zug zu erwischen. Die Verbindungen sind schlecht. Heute ist keine Möglichkeit mehr, aber wenn ich morgen mittag den Zug nach Johannesburg nehme, kann ich nachts um 2 Uhr in Welverdiend sein. Dort bleibe ich allerdings bis zum nächsten Mittag liegen, erreiche aber immer noch am Abend das Städtchen Lichtenburg. Von dort sind es freilich noch beinahe 30 Kilometer

bis zu der Farm Elandsputte, die als Diamantfeld proklamiert wird. Aber 30 Kilometer kann man zur Not in einer Nacht laufen, wenn ich kein anderes Beförderungsmittel bekommen sollte.

Ich wollte zwar morgen nach Pretoria, bin dort schon angemeldet und habe eine Reihe Verabredungen getroffen. Mein Gepäck ist auch schon aufgegeben und bereits voraus. Ich bin im Stadttanzug, habe weder Decken noch Schlaffack. Nur meine Filmapparate sind zur Hand. Aber das spielt alles keine Rolle gegenüber der Möglichkeit, den großen „Rush“ und „Run“ selbst mitzuerleben. Da mit Sicherheit anzunehmen ist, daß es in Lichtenburg keine Unterkunft gibt, von den Diamantfeldern selbst gar nicht zu reden, und nachdem jetzt bei den kalten Nächten im Hochveld ein Kampieren im Freien keine Kleinigkeit ist, muß ich mich entschließen, die Meinen nach Pretoria vorauszuschicken, während ich mich in das Lichtenburger Abenteuer stürze.

### 3. Ich fahre auf die Diggings.

Elandsputte.

Nach wenigen Stunden unruhigen Schlafs kam ich um 2 Uhr morgens in Welverdiend an. Der Zug hielt auf dieser kleinen Station nur eine Minute, und da kein Verlaß darauf war, daß mich der Schaffner rechtzeitig weckte, war ich immer wieder aufgeschreckt, um das Aussteigen nicht zu versäumen.

Ein menschenleerer, schlecht beleuchteter Bahnsteig. Vergeblich sah ich mich nach einem Träger oder Schaffner um. Wenn sich mein persönliches Gepäck auch auf mein Nacht- und Toilettezeug beschränkte, so stellten meine Kameras doch eine Last dar, die ich allein nicht bewältigen konnte. Aber

was half's? Hier gab es kein Besinnen, und in einer Minute hatte ich ausgeladen.

Mit mir stiegen einige Digger aus, letzte Nachzügler für den morgigen Start. Die hatten jedoch alle selbst so viel Gepäc, daß mir keiner helfen konnte. So ließ ich meinen Gepäcshaufen liegen und suchte Bahnsteig und Station nach einem Träger ab.

Alles leer, verschlossen und öde; nur der Wartesaal offen. Hier richteten sich die Digger ein. Da die Nacht bitter kalt, schlugen sie Zweige von den nächsten Bäumen und machten sich Feuer. Der Anfang von Wildwest. Unter anderen Umständen hätte ich mich ihnen zugesellt. Doch da ich nicht wußte, was ich morgen und übermorgen noch zu leisten haben würde, wollte ich lieber mit meinen Kräften haushalten und versuchen, in dem Hotel unterzukommen, das es in Welverdiend geben sollte.

Schließlich fand ich auch einen Neger, der mir half, mein Gepäc hinüberzutragen. Vor dem Hotel legte der Eingeborene meine Kameras auf die Erde und sah mich aufmunternd und erwartungsvoll an. Das Hotel sah genau so dunkel und abweisend aus wie der Bahnhof. Jrgendeine Glocke gab es nicht. Dafür war die Haustür offen. Wie in Argentinien scheinen auch in Südafrika die Häuser Tag und Nacht offenzustehen.

Ein Gang mit verschiedenen Türen. Auf gut Glück klopfe ich an der ersten. Keine Antwort. Ich öffne. Unwilliges Brunzen. Erschrocken weiche ich zurück. Bei der zweiten dasselbe Ergebnis. Die dritte ist verschlossen. Ich gebe es auf und will mich schon auf der Veranda häuslich einrichten. Da weist der Eingeborene auf die erste Tür und sagt: „Baas.“ Baas ist immer der Herr oder Oberste, in diesem Falle also der Hotelier. Ich bringe nochmals ein und



lasse mir die Schlüssel zu dem dritten Zimmer, das noch frei ist, aushändigen. Jrgendwelche Personalien werden dem nächstlichen Eindringling nicht abverlangt.

Am nächsten Morgen telephonierte ich sämtliche Hotels Lichtenburgs an, um zu hören, daß sie sämtlich bis unter das Dach besetzt wären und selbst in Badewannen, auf Bänken, Sofas, Billards oder den Fußböden kein Platz mehr zu finden sei.

Das überraschte mich nicht sonderlich. Ich hatte es kaum anders erwartet. Wichtiger war, daß meine telephonischen Anfragen ergaben, an Verkehrsmitteln herrsche kein Mangel in Lichtenburg. Inzwischen war es auch Mittag geworden, und wir fuhren los.

Die Gegend, die wir durchfuhren, ist denkbar ödes Land, flache Grassteppe wie die Kalahari, ohne Baum, ohne Strauch. In großen Abständen armselige Farmen, kümmerliche Farmhäuser, kaum verschieden von den Kaffernhütten. Eine solche Farm war auch Glandsputte. Sie stand seit langem für wenige hundert Pfund zum Verkauf. Aber nicht einmal für diesen geringen Preis war sie loszuschlagen, da ihr jämmerlicher Steinboden nicht einmal so viel wert war. Heute ist in weitem Umkreis keine Farm verkäuflich, denn noch weiß man ja nicht, wie weit sich eigentlich der diamant-haltige Grund erstreckt.

Man wird rasch bekannt miteinander. Die eine große Erwartung und Hoffnung, der alle entgegeneilen, eint zunächst sämtliche Passagiere zu einer großen Familie. Der morgige Start ist das eine große Thema, das immer wieder ventiliert wird.

Wir haben reichlich Zeit dazu. Die Strecke steigt steil an. Lichtenburg liegt oben im Hochveld. Die Maschine kann den ungewöhnlich langen Zug kaum schleppen. Schließlich

bleibt sie ganz stehen. Der Vorzug ist steckengeblieben. Unsere Maschine klopelt los und eilt ihm zu Hilfe. Alles steigt aus und kommentiert das Schauspiel. Zwei mächtige schwarze Rauchsäulen steigen gen Himmel, und schließlich kommt der Zug vor uns in Gang.

Es wird Nacht. Wir haben schon stundenlange Verspätung. Aber in den Abteilen wird man nicht müde im Erzählen und Planen.

Nicht alle Passagiere sind Digger. Da gibt es Händler, Chauffeure, Angestellte, Polizei, und vor allem „Läufer“. Nicht jeder Digger ist ja jung und schnell genug, um selbst um sein Glück zu rennen. Da läuft an seiner Statt ein Sohn, ein Neffe oder sonst ein junger Verwandter. Aber es gibt auch eine ganze Reihe bezahlter Läufer. Reiche Leute aus Johannesburg und Pretoria haben Sportsleute angeworben, die morgen für sie laufen sollen. Die berühmtesten Läufer von Südafrika werden morgen gemeinsam mit alten erfahrenen Diggern starten. Ich höre von Honoraren von hundert Pfund Sterling und mehr, die ein solcher Berufsläufer erhält.

Mein Nachbar im Abteil ist ein Läufer. Wie es auf einer solchen Fahrt immer geht, werden wir bald bekannt und befreundet. Er erzählt mir, daß sein Patron ihn im Auto abhole, um ihn nach Glandsputte zu bringen. Er meinte, es werde wohl auch für mich noch ein Plätzchen im Wagen sein. Da wäre also wieder einmal die Chance, die mir bisher bei keiner noch so abenteuerlichen Fahrt fehlte.

Wie wir auf der kleinen Station in Lichtenburg einlaufen, erhebt sich ein wilder Tumult. Ein Haufen Männer, wild „Tazi, Tazi!“ brüllend, stürzt sich auf die Wagen und sucht den Aussteigenden ihr Gepäck zu entreißen. Vor der Station aber schimmern die Lichter von einem halben

Hundert Motortwagen. Um Fahrgelegenheit hätte ich mich also nicht sorgen brauchen.

Aber es ist schon besser, ich halte mich an meinen Läufer. Da habe ich doch die Chance, für die Nacht ein Unterkommen zu finden; denn die Aussicht, ohne Schlaffack und Decken im Freien zu kampieren, ist um so weniger verlockend, als zu dieser Jahreszeit hier das Thermometer nachts regelmäßig unter den Gefrierpunkt sinkt.

In dem Menschengewühl steht wie eine Säule ein großer, schwerer, massiger Mann. Er trägt einen kurzgeschnittenen Vollbart und zeigt den Typus eines Deutschrussen. Er mustert mich kurz und scharf: „Also, Sie wollen mit hinaus nach den Diggings! Dann los!“ Und wir eilen zu seinem Wagen, um als erste abzufahren, damit wir nicht in der Staubwolke der fünfzig Wagen fahren müssen, die in einer langen Linie zu den Diamantfeldern rasen.

#### 4. Die Völkerwanderung ins Glück.

*Elandsputte.*

Ich habe schon manche unbequeme Fahrt in meinem Leben gemacht, so eng und eingeklemt aber noch nie gefessen. Das heißt, von sitzen konnte man überhaupt beim besten Willen nicht reden, sondern ich war verladen wie ein Gepäckstück. Es war reichlich kühn von „meinem Läufer“ gewesen, mich zur Mitfahrt aufzufordern; denn eigentlich war nicht einmal für mich mehr Platz im Wagen, geschweige für mein vieles Gepäck. Aber alles geht. Ich verstaute zunächst einmal meine Filmkoffer, und dann war zwischen ihnen und dem Verdeck gerade noch so viel Platz, um mich selbst einzuzwängen.

Wir fuhren in einer einzigen Staubwolke. Wenn wir auch die Spitze der Autokolonne bildeten, so zogen vor uns



doch ungezählte Ochsenwagen und Eselkarren, die alle noch morgen früh in Glandsputte sein wollten. Die Straßendecke war durch die Tausende von Fahrzeugen viertelmetertief in feinen Sand und Staub zerrieben. Die Scheinwerfer waren in dieser Staubwolke nur wie zwei trübe, blutunterlaufene Augen, und immer wieder prallten wir beinahe auf solch ein schweres Gefährt, das einen hoffnungsfrohen Digger mit Kind und Regel, mit seinem gesamten Hausrat, mit Vieh und Familie nach dem ersehnten Dorado bringen sollte.

Alle diese Wagen waren hochbeladen mit Wellblechtafeln, Betten, Tischen, Stühlen, Öfen, Diamantenwaschmaschinen, Pickeln, Schaufeln und sonstigem Diggergerät. Viele trugen komplette fertige Wellblechhäuser, die man nur abzuladen braucht, um sogleich eine Wohnstatt zu haben. Und neben der Straße brannte Feuer an Feuer von Lagernben, die alle, alle zu dem einen großen, phantastischen „Rush“ zogen, die alle teilhaben wollten an der unverhofften, großen Chance, die Fortuna aus ihrem Füllhorn spendete.

Die Straße stieg an, und als wir den Hügel erklimmen hatten, da war mir, als träume ich. Ein Tal und sanft ansteigende Hänge voll von Lichtern und Feuer, als breite sich da eine große Stadt, oder als lagere hier eine Armee. Und mitten drin erhob sich, weiß Gott, es blieb, auch wenn ich mir die Augen rieb — ein von elektrischen Lichtern erglänzendes Riesenrad. Ja, bin ich hier denn im Prater oder in „Venedig in Wien“?

Der Patron dreht sich um und sieht meinen maßlos erstaunten Blick. „Yes,“ meint er, „das big wheel und merry go round und Tanzbars und Cafés und Mädchen und gambling gibt es auch.“ Die Digger müssen doch die Möglichkeit haben, ihren Gewinn wieder durchzubringen.

Ich muß an den Chaplinschen Golddrausch denken. Und

je länger ich auf den Diggings weilte, desto mehr kam mir das alles wie im Film vor, nur noch viel bunter, abenteuerlicher und phantastischer.

Als wir die ersten Campplätze der Diamantgräberstadt erreichten, bogen wir von der breiten Straße ab und rumpelten zwischen Lagerfeuern, Planwagen, rastenden Gespannen und Zelten bis zum Camp des Patrons. Der war einer der ersten am Platz gewesen und hatte sich keine schlechte Stelle ausgesucht. Unter einem Baum, einem der ganz wenigen, die es in der ganzen Gegend gab, standen zwei Wellblechhäuser, daneben einige Eingeborenenhütten, Waschmaschinen und ein zweites Auto.

„Der Patron ist ein großer Digger,“ hatte mir mein Läufer gesagt, „der arbeitet mit einem Gang von sechzig Raffern.“ Außer dem Läufer rannten noch seine beiden Söhne um Claims.

Jedenfalls war ein ganzer Haufen weißer Männer um die beiden Wellblechbuden versammelt, und ich richtete mich schon darauf ein, im Auto zu übernachten. Allein das ließ die südafrikanische Gastfreundschaft doch nicht zu. In einem der beiden Häuser wurde mir noch ein Platz frei gemacht. Wir lagen zu sechst auf dem Boden auf einer Wagenplane und reichten von einer Hauswand bis zur andern, obgleich wir in engster Tuchfühlung lagen. Allein das gab wenigstens Wärme; denn die Nacht war bitter kalt.

## 5. Die große Menschenhaß.

Elandsputte.

Das erste und einzige, was ich am andern Morgen in der Diamantgräberstadt sah, war Staub und Blech. Auf den reservierten Claims des Farmbesizers und des Pro-

spektors wird ja schon seit Wochen gearbeitet. Tausende von Zentnern Gestein und Geröll sind in feinen Staub zerrieben und zermahlen, und weitere Mengen Staubes wirbeln die Hunderte und aber Hunderte von Fahrzeugen auf, die ständig durch Glandsputte ziehen.

Es war ein früher, windiger Tag. Die Böen hoben und wirbelten den Staub in Hofen und Fontänen hoch, die sich wie Schleier vor die Stadt und die dahinterliegenden Diggings hingen. Wenn sich die Schleier für Sekunden senkten, sah man dahinter Blech und nichts als Blech, die City von Glandsputte, die Läden, Cafés und Bureaus.

Hier staute sich die Menschenmenge. Vor allem vor dem Bureau des Mineninspektors ballten sich die Digger wie ein ausgeschwärmtes Bienenvolk. Das waren lauter Nachzügler, die alle mitrennen wollten und vorher noch um eine Lizenz anstehen mußten.

Die Klügeren und besser Unterrichteten waren schon seit Tagen oder gar Wochen hier, hatten aufmerksam den Gang der Arbeit auf den reservierten Claims verfolgt, hatten den Boden des zu proklamierenden Geländes untersucht und sich wohl auch bereits auf der zu durchlaufenden Strecke trainiert. Genau kannte die zwar noch niemand. Aber man konnte sie ungefähr abschätzen: auf dem Hügelrücken hinter der City lagen die reservierten Claims, und von der entgegengesetzten Seite aus, in einer Entfernung von drei bis vier Kilometer, würde wohl der Start erfolgen.

Ich hatte in aller Frühe einen Erkundungsgang angetreten. Allein es war so viel des Neuen, das auf mich einströmte, daß ich die genaue Besichtigung der Diamantfelder und der Diggerstadt auf später verschob und meine ganze Aufmerksamkeit auf das eine große Ereignis, das Rennen um die Claims, konzentrierte.



Es blieb auch nicht allzuviel Zeit, sich irgend etwas anderes anzusehen; denn sehr früh begann die Polizei bereits mit der Räumung von Elandsputte. Aus ganz Transvaal schien man hier berittene Polizei zusammengezogen zu haben, von allen Seiten ritt sie in Elandsputte ein. Ich hatte allerdings etwas den Verdacht, diese starken Kordons ritten ein wenig zu Propaganda- und Beruhigungszwecken umher, denn mittlerweile stieg die sieberhafte Erregung immer höher, und unter den hier Zusammengeströmten war ein Großteil von solchen Leuten, die man gern als den Abschaum aller Nationen bezeichnet.

Außerdem sollte ganz Elandsputte geräumt werden. Nicht nur die wohl zehntausend Digger und Läufer, die starten wollten, mußten aus der Stadt heraus, sondern alle Weißen, damit sich nicht einer am Ziel oder auf halbem Wege verstecken und so, während die Menge rannte, in aller Ruhe seine Claims abstecken konnte. An die zwanzig- bis dreißigtausend Menschen mußten also aus einer unübersichtlichen Zelt- und Campstadt aufs freie Feld einige Kilometer weit getrieben werden. Die Schwarzen konnten in den Häusern und bei dem Eigentum ihrer Herren bleiben, da ja kein Farbiger eine Lizenz erhalten oder um einen Claim rennen darf.

Bereits um 9 Uhr setzte das erste Treiben der Polizeireiter ein. Höflich, aber sehr bestimmt trieben sie die Menschenmassen aus den Diggings und der Stadt heraus. In unübersichtbarer Linie, von einem Horizont zum andern, zog eine Völkerwanderung über das Feld. Zwischen den Fußgängern bewegten sich zahllose Autos, Pferde- und Eselsfuhrwerke und einzelne Reiter. Wer ein Fahrzeug hatte, brachte seine Läufer auf diesem zum Start, um ihre Kräfte zu schonen, und außerdem wollten doch die Angehörigen ihren

Läufern so rasch wie möglich folgen, um sich von dem Erfolg oder Mißerfolg zu überzeugen.

Dreimal ritten die Polizisten in einer langen Linie durch die Stadt und die Diggings. Aber damit waren immer noch nicht die letzten Nachzügler ausfindig gemacht, und einzelne Patrouillen und Kordons ritten bis kurz vor dem Start hin und her, blickten in jede Hütte und jedes Zelt, um zu kontrollieren, daß sich nicht doch irgendwo ein hinterhältiger Läufer versteckte. Wenige Minuten vor dem Start wanderte noch ein alter Großpapa mit seiner Enkelin über das Feld. Da er stark lahmtete, nützte alles Antreiben zur Eile nichts. Der nächste Polizist konnte die beiden gerade noch hinter einer leeren Kaffernhütte in Sicherheit bringen, sonst wären sie von der anstürmenden Masse überrannt und totgetrampelt worden.

Ich war sehr früh am Start. Er bot ein Bild wie das eines Volksfestes. Eine Reihe von Flaggenstangen steckte die Linie ab, aus der die Läufer starten sollten. In sieberhafter Spannung oder in scheinbarem Gleichmut, je nach Temperament und Charakter, lagerten die Läufer auf dem Boden, in doppelter, dreifacher, ja in sechs- und siebenfacher Reihe: junge Burschen im sportgerechten Läufertrikot mit den Abzeichen ihrer Vereine und alte Digger mit wallenden Vollbärten, die in ihrer gewohnten Kleidung, mit schweren Stiefeln, ins Rennen gingen. Aber die alten Buren sahen keineswegs entmutigt drein. Hatten ihre Konkurrenten Jugend und Training vor ihnen voraus, so hatten sie die größere Erfahrung und Ausdauer auf ihrer Seite. Schließlich ging es auch nicht über die kurze Strecke, welche die Sportsleute gewohnt waren, sondern einen langen, langen Weg.

Alle Teilhaber am Rennen aber, so verschiedenartig sie



Trantes Heim — Glück allein.  
Unsere komfortable Behausung in Lichtenburg.





Wehrkreiskarte  
Breslau

Der Weg zu unserm „Claim“ ist weit.

im übrigen auch sein mochten, hatten als gemeinsame Abzeichen die „Pegs“ mit, Blechtäfelchen auf starken Drahtstüßen mit dem Namen des Lizenzinhabers, die zum Abstecken der Claims dienen.

Hinter den Läufern stand die Reihe der Autos und Wagen, nicht weniger endlos als die der Startenden. Ich stieg aufs Trittbrett eines Autos, um ein Ende abzusehen. Ich kletterte auf einen hohen, schwerfälligen Ochsenwagen, der neben einer eleganten Limousine stand, aber selbst von diesem erhöhten Standpunkt aus konnte ich nicht entdecken, wo die lange Linie endete.

So wanderte ich aufs Geratewohl die Startlinie entlang; denn ich gedachte an einem Ende das Rennen in der Flanke zu begleiten. Allein ich kam nicht so weit. Auch ohne Uhr hatte ich gemerkt, daß es jeden Augenblick losgehen mußte. Die Läufer lagen nicht mehr, sondern standen. Sie standen wie eine Phalanx in Erwartung des Sturmsignals, vor Erregung zitternd. Sie standen wie Rennpferde, die nicht mehr zu halten sind.

Mehr als einmal entstand blinder Alarm, und da und dort wollte die Linie vorzeitig losbrechen. Nicht weniger erregt waren die Zuschauer. Sie standen auf den Trittbrettern, auf den Kühlern und auf den Sitzen ihrer Autos und Fahrzeuge. Ein einziges, undefinierbares Summen war in der Luft. Aber mit einem Male wurde es beängstigen still. Der Mineninspektor trieb seinen Wagen durch die wartende Menge hindurch bis einige hundert Meter vor den Start, wo an langem Mast eine gewaltige britische Flagge wehte. Auf seinem Wagen stehend, verlas er die Proklamation, die Glandsputte als öffentliches Diggingsfeld proklamierte.

Niemand verstand ihn, und niemand hörte auf ihn. Was er da sagte, war ja auch nur eine leere Formalität. Aller

Augen aber hingen gebannt an der Flagge, deren Sinken das Zeichen zum Start gab.

Da faltete der Mineninspektor das Schriftstück zusammen und hob die Hand. Im gleichen Augenblick sank die Flagge, und im gleichen Augenblick ertönte ein erregter Schrei, ein Brausen, ein Loben, ein Heulen. Es war die ungeheuere Erregung, die sich Luft machte, und gleichzeitig der Lärm der Zehntausende von Füßen, die sich mit einem Schlage in Bewegung setzten. Wie eine Fiebervision erlebte man für einige Sekunden das Vorbrechen der Massen, die mit unwiderstehlicher Gewalt losstürmten. Dahinter hoben sich haus- und baumhohe Fontänen von Staub, in dem alles verschwand.

Ich hatte mir rechtzeitig ein Auto gesichert, um dem Rennen folgen zu können. Doch wir kamen nicht weit; ein Polizist stoppte uns bald. Natürlich versuchten wir wieder vorzukommen, sobald er sich abwandte, und wir sahen, wie allerorten rechts und links von uns der Kampf zwischen Autolenkern und Polizisten entbrannte. Wie toll jagten die Polizisten hin und her über das Feld, und es gelang ihren fieberhaften Anstrengungen auch, den Strom der nachdrängenden Fahrzeuge so weit zu dämmen, daß die Läufer nicht behindert wurden, und daß vor allem kein Wageninsasse abspringen und sich mit frischen Kräften unter die Wettläufer mischen konnte.

Zimmerhin kam ich noch so rechtzeitig auf dem Diamantfeld an, um zu sehen, wie die Läufer ihre Claims absteckten. Keuchend, mit jagenden Pulsen und rasend klopfendem Herzen, schritten sie mit ihrer letzten Kraft ihren so hart erkämpften Claim ab und rammten ihre Pegs im Viereck in den Boden. Viele waren gar nicht bis auf das eigentliche Feld gelangt. Sie waren vor Erschöpfung unterwegs zu-



sammengebrochen und hatten ihre Pegs eingerammt, wo sie liegengeblieben waren.

Im übrigen war es der erstaunlichste „Rush“, den Südafrika bisher mitgemacht hatte. Denn es waren nicht, wie sonst üblich, einige schwache Läufer überrannt und totgetreten worden, und auch beim Aussuchen der Claims hatte es keinen einzigen Toten, sondern nur wenige Verwundete aus den unvermeidlichen Schlägereien gegeben.

## 6. Mit meiner Familie ins Camp.

Pretoria.

Nachdem das Rennen vorüber, legte es sich wie eine allgemeine Abspannung und Erschöpfung über das ganze Feld. Die Läufer lagen zum großen Teil inmitten ihrer abgesteckten Claims auf dem Rücken und hielten die Hand auf das klopfende Herz. Aber auch wer nicht mitgelaufen, fühlte, wie die ungeheure Erregung sich in Müdigkeit wandelte.

Es ist eine sehr weise Bestimmung, daß an diesem ersten Tage noch nicht gegraben werden darf, allerdings hauptsächlich, weil die Mineninspektoren erst die Claims und Lizenzen nachprüfen müssen. So beschränkten sich die Digger darauf, ihre Pegs fester einzurammen, um sie herum kleine Pyramiden aufzuschichten und überhaupt die Grenze mit Steinen festzulegen.

Unter den Nichtdiggern aber begann ein allgemeines Abströmen, um den Nachmittagszug nach Johannesburg noch zu erreichen. Eine ganze Anzahl Lizenzinhaber ließen ja nicht nur andere für sich laufen, sondern auch für sich diggen. Eine Reihe sehr eleganter Damen und Herren war darunter, die in ihren eigenen Autos von weit hergekommen waren,

lediglich um zu sehen, welche Claims ihre Läufer errangen. Alle diese verschwanden jetzt und mit ihnen der größte Teil der Polizei, die Zeitungskorrespondenten, Photographen und sonstige Zuschauer.

Auch ich entschloß mich zur Rückkehr. Die Gastfreundschaft des Patrons konnte ich nicht gut noch weiter in Anspruch nehmen. Sonst aber gab es keinerlei Unterkunstmöglichkeit in ganz Glandsputte. Es gab wohl Restaurants, Cafés, Läden und Lingeltangels, aber keine Hotels oder Pensionen. Wer in Glandsputte zu tun hatte, der brachte sein eigenes Haus mit oder wohnte in Lichtenburg und fuhr täglich im Auto heraus, wie es die Diamantenaufkäufer tun.

Wenn ich mir Glandsputte und die Diggings näher ansehen wollte, mußte ich mich also zu dem einen oder andern entschließen. Daß ich mich hier mindestens acht bis vierzehn Tage aufhalten mußte, stand fest. Das ganze Milieu war allzu ungewöhnlich und abenteuerlich, als daß ich mir seine genaue Kenntniss entgehen lassen konnte.

Zunächst war hier, nachdem der „Run“ vorüber, nichts zu versäumen. Im Gegenteil, der Hochbetrieb war erst in acht bis vierzehn Tagen zu erwarten, nachdem alle die Claims in Arbeit genommen waren. Ich hatte also Zeit, in Ruhe meine Entschlüsse zu fassen. Zuerst hieß es aber nach Lichtenburg und dann nach Johannesburg zu kommen. Beides war bei dem ungeheueren Andrang gar nicht so einfach. Aber schließlich kam ich doch noch in einem klapprigen Fordomnibus unter und weiterhin in den übervollen Zug.

Unterwegs überlegte ich mir, ob ich nicht die Meinen, die ja inzwischen in Pretoria „parkten“, in das Lichtenburger Revier mitnehmen sollte. Es ließ sich ja gar nicht absehen, wie lange das da draußen dauern würde.

Anfänglich schien mir die Idee selbst ungeheuerlich.

Allein je länger ich sie mir überlegte, desto besser ausführbar schien sie mir. Schließlich hatten wir ja unsere Zelte und konnten uns am Rande der Diggings ansiedeln. Dann mußte ich den Kindern auch etwas bieten, die bisher von unserer afrikanischen Reise recht enttäuscht waren. Als wir auf der Fahrt von Walfischbay nach Swakopmund auf die Plattform traten, um die Abendstimmung über der Wüste zu bewundern, hatte Ralph enttäuscht erklärt: „Ich sehe einfach gar nichts.“ Und im „Fürst Bismard“ in Swakopmund meinte er kategorisch: „Das ist nicht Afrika! Das ist ja ein Hotel!“ Auch Renate war enttäuscht, daß sie bisher so wenig Gelegenheit hatte, in Breeches und Samaschen herumzulaufen. Also nahm mein Plan immer festere Gestalt an, und als ich Pretoria erreichte, stand er in allen Einzelheiten fest.

## 7. Heimats-Intermezzo in Lichtenburg.

Lichtenburg.

„Herrschaften, jetzt fängt das Abenteuer an“, meinte ich, als unser Zug mit der üblichen Verspätung zu später Abendstunde in Lichtenburg einlief. Wenn wir auch im Hotel angemeldet waren, so ging meine kühnste Hoffnung doch nicht weiter, als daß ich mit Rücksicht auf die Ladys und Kinder unsere Unterbringung in einem Korridor oder Schuppen durchsetzen könnte. Aber dann kam es so anders, daß ich mir mit meiner feierlichen Ankündigung der zu erwartenden Unbequemlichkeiten direkt blamiert vorkam.

Zunächst hörte ich den Zug entlang meinen Namen rufen. Ein Negerboy des Hotels Langrish, an das ich geschrieben, trat an den Wagen. Hinter ihm meldete sich ein Weißer, der gleichfalls zu unserem Empfang an die Station



entsandt worden war. Und o Staunen! Dieser Weise sprach uns auf deutsch an. Ein Wagen wartete auf uns, und als wir vor dem Hotel eintrafen, begrüßte uns ein freundlicher alter Herr so herzlich, als ob wir lange und sehnlich erwartete alte Freunde wären. Es stellte sich heraus, daß nicht nur Herr Hammer, der Hotelier, und seine ganze Familie wie auch seine weißen Angestellten Deutsche waren, sondern daß mein Brief mit dem Kopf: „Dr. Colin Ross, Korrespondent der Vossischen Zeitung“, die ganze Zeit über das gesamte Hotel Langrish und die Familie Hammer in Aufregung gehalten hatte.

Herr Hammer gehörte nämlich nicht zu jenen „Nun-ja-Deutschen“ im Auslande, die zwar, wenn es ihr Vorteil ist, auch Deutsche sein können, aber im umgekehrten Falle Südafrikaner oder Argentinier oder Amerikaner sind, oder ein schnoddriges und anmaßendes Wesen gegenüber der besiegten und verarmten alten Heimat an den Tag legen. Nein! Herr Hammer gehört zu jenen ausgewanderten Deutschen, die im Grunde nie den Schmerz um die verlorene Heimat und die Sehnsucht nach ihr zu verwinden vermögen. Jeder Deutsche, den er draußen traf, war ihm ein Gruß aus dem Vaterlande, kein Fremder, sondern ein lieber Freund.

Und in all den langen Jahren, die der gute alte Herr Hammer hier draußen sein Hotel geführt, das er von einem Engländer übernommen, war wohl kaum ein wirklicher Deutscher, einer, der direkt aus der Heimat kam, in Lichtenburg aufgetaucht. Lichtenburg liegt arg aus der Welt. Es war ein kleines, ach so stilles Landstädtchen im äußersten Transvaal. „Früher kam es vor,“ erzählt der Wirt, „daß der Zug ohne einen einzigen Passagier eintraf.“ Ohne den „Diamantrush“ wäre ja auch ich im Leben nicht hierher gekommen. Und so kam es, daß ich und die Meinen hier auf-

genommen wurden, als hätte man seit Jahren auf uns gewartet.

All die Abende vor unserer Ankunft hatte man in der Familie Hammer herumgeraten, ob wir wohl Deutsche wären. „Colin Roß“, das klang englisch, aber andererseits mußte ein „Korrespondent der Vossischen Zeitung“ doch zum mindesten Deutsch verstehen. „Sprich sie nur gleich deutsch an, hab' ich zu meinem Angestellten gesagt“, berichtete der Wirt. Für alle Fälle aber kündigte er zwei Diamantenaufkäufern, die regelmäßig jede Woche auf ein paar Tage zu ihm kamen. Und er blieb dabei, als sie ihm doppelten und dreifachen Preis boten. Die deutschen Gäste sollten die besten Zimmer haben. Während wir uns also darauf eingestellt hatten, auf primitivste Weise in irgendeinem Winkel zu kampieren, warteten unser hübsche Zimmer, saubere Betten und trotz der späten Stunde ein eigens für uns bereitetes reichliches Abendessen.

Es ist direkt märchenhaft, denn fortlaufend treffen noch Leute ein, die um ein Unterkommen betteln, die abgewiesen werden müssen; denn der letzte verfügbare Platz auf dem Billard oder Fußboden und die letzte Decke sind längst vergeben.

Nach dem Essen kommt der große Augenblick, auf den die Familie Hammer so lange gewartet. Wir müssen ins Wohnzimmer aufs gute alte Sofa, das noch aus der Heimat stammt, und erzählen. Dann setzt sich die eine der beiden Töchter ans Klavier, und wir singen alle zusammen alte deutsche Volkslieder. Und der gute alte Papa Hammer, der sein Bestes aus dem Keller heraufgeschleppt, kann nur schwer seine Rührung und die Heimwehtränen niederkämpfen. Vielleicht wäre der Abend ganz in sentimentaler Wehmut ausgelaufen, wenn nicht die Schwiegermutter dagewesen wäre.

Sie stammte aus Sachsen und war in jungen Jahren mit dreiviertel Dutzend Kindern nach Südafrika ausgewandert. Die neun machten ihr so viel Arbeit, daß sie nicht dazu kam, englisch oder afrikaans zu lernen. „Ich hab's auch nicht wollen,“ fügt sie im reinsten Sächsisch hinzu, „und es war auch nicht nötig, denn wenn ich in einen Laden kam, und man hat mich nicht verstanden, so bin ich wieder herausgegangen. Da haben sie schon gelernt, mit mir deutsch zu reden.“ Sie ist eine resolute, alte Dame von einem trockenen Humor, und jedesmal, wenn die Stimmung allzu wehmütig zu werden drohte, rettete sie mit einem treffenden Witz die Lage.

So waren wir in dem überfüllten, unruhigen Lichtenburg, in dem jeder nur daran dachte, wie er von dem Goldstrom, den das Diamantfeld auf Lichtenburg ausgoß, möglichst viel für sich ableiten könnte, aufgehoben wie in Abrahams Schoß. Ich brauchte mich um nichts mehr zu kümmern. Papa Hammer besorgte alles: Proviant und einen Autobus, groß genug, um uns alle samt dem gesamten Gepäck aufzunehmen. Und das alles zu Preisen, na, wie soll ich sagen, zu „Vorkriegspreisen“, wie sie in Lichtenburg üblich gewesen sein mochten, ehe die Diamanten entdeckt wurden. Ebensovwenig ließ er es sich nehmen, unsere Zimmer bis zu unserer Rückkehr für uns freizuhalten, damit wir uns jederzeit in sein schönes Heim flüchten könnten, wenn es uns draußen unter den wilden Diggern zu viel werden sollte.

### 8. Wir schlagen die Zelte auf.

Elandsputte.

Es war doch ein eigentümliches Gefühl, als unser Auto hinter der nächsten Bodenvelle verschwand und wir nun mit Kind und Kegel und Sack und Pack auf der öden,



kahlen Hochfläche standen. Ich hatte einen Platz ganz am Rande der Diggerstadt ausgesucht. Rechts und links von uns standen noch einige Wellblechbuden, hinter uns aber dehnte sich endlos die weite, öde Steppe. Ich hatte ursprünglich noch weiter abrücken wollen, über den Ramm des Höhenzuges hinüber, unter dessen Kämme wir standen. Aber der Chauffeur hatte mir dringend abgeraten: „Man kann im Feld nie wissen, was geschieht, und Sie werden vielleicht noch froh sein, Nachbarn in Rufweite zu haben!“

Das Klang recht vertrauenerweckend, und noch böser war der Wind, der über die Hochfläche pffiff. Es war ein kalter, schneidender Wind. Das kann nachts ja gut werden, wenn es schon um 11 Uhr vormittags so ist, dachte ich. Aber jetzt half nichts mehr. Wir waren in dies Abenteuer hineingesprungen, nun mußten wir auch durchhalten. Immerhin konnten wir mit unserm Platze noch zufrieden sein; denn wenn man nach Glandsputte hinunterblickte, konnte man wahrhaft erschrecken.

Von uns aus senkte sich das Gelände allmählich, sich gleichzeitig immer dichter mit Zelten, Wellblechbaracken und Wohnwagen bedeckend, bis in die flache Talmulde, in der sich heute um die ehemaligen Farmgebäude die „City“ der Diggerstadt drängte. Dahinter stieg steil der „Diamantberg“ an, der Höhenzug mit dem „gravel“, dem diamanthaltigen Geröllgeschiebe. Und dies alles war in eine einzige Staubbwolke gehüllt. Von den Tausenden von Gruben der Diggings stiegen ebenso viele Staubbfontänen auf. Hinter den Hunderten von Autos, Lastwagen, Wasserkarren, die durch die Stadt und die Diggings hin und her fuhren, wehten lange, schauerliche Rauchfahnen. Ab und zu verschwand alles reslos, als senke ein unsichtbarer Vulkan seinen tödlichen Aschenregen herab. Dann fuhr der Wind dazwischen,

wirbelte den Staub in himmelhoher Staubhose hoch und jagte sie in toller Flucht zwischen den Zeltgassen hindurch.

Aber wie gesagt, hier war keine Zeit zu verlieren. Solche Windhosen konnten auch über uns hereinbrechen. Also hieß es, so rasch wie möglich unter Dach und Fach kommen. Wir hatten zwei Zelte, ein kleines, das uns schon auf unserer letzten Weltreise begleitet hatte und lediglich als Nachtquartier für uns dienen sollte, und ein großes für die Kinder, das gleichzeitig als Wohnzelt gedacht war.

Dieses bei dem starken Wind aufzustellen, war gar nicht so einfach, zumal wir keinerlei Hilfe hatten. Einen schwarzen Boy aufzutreiben, hatte selbst Papa Hammer nicht vermocht; denn alle Farbigen arbeiteten auf den Diggings, wo sie geradezu unwahrscheinlich hohe Löhne erhielten.

Der Boden war eisenhart, und ein „Hering“ nach dem andern brach ab, bis ich mir von unserm Nachbar eine Spitzhacke auslieh und erst Löcher in die Erde hieb.

Endlich stand das Zelt, und gleichzeitig kochte auf der Feuerstelle unser Mittagessen. Da ich die Verhältnisse kannte, hatte ich für den ersten Bedarf Holz und Wasser mitgenommen, aber das reichte natürlich nicht für lange, und ich mußte mich rechtzeitig nach Ersatz umsehen.

Der Holz- und vor allem der Wassermangel waren es ja, die die Verhältnisse auf Glandsputte so unerhört erschwerten. Auf der Farm gab es einen von einem Windmotor getriebenen Brunnen. Als der „Diamantkrush“ begann, bohrte Herr Vorendyl, der unternehmende Farmbesitzer, der die Lage mit ihren Gewinnaussichten sofort erkannte, an verschiedenen Stellen nach Wasser und stellte motorengetriebene Pumpen auf. Aber selbst diese konnten bei ununterbrochenem Betriebe nur das Notdürftigste an Wasser für die zwanzigtausend Menschen in Glandsputte liefern, zumal ja

für die Diamantwäsche sehr erhebliche Mengen benötigt werden.

Darin lag auch die große gesundheitliche Gefahr. Wasser war selten und teuer — ein kleiner Eimer kostete vier Pence. Für das Waschen der Diamanten war es unentbehrlich, auf die eigene Waschung konnte man verzichten. Aberdies fehlten naturgemäß sämtliche Kanalisations- oder auch nur Latrinenanlagen. Bestenfalls grub sich jede Diggerfamilie ein Loch und zog darum ein paar Stangen und etwas Sackleinwand, wie wir es auch taten. Es war also eigentlich unvermeidlich, daß früher oder später Seuchen ausbrachen. Später, hoffte ich, nämlich wenn wir bereits wieder fort waren.

Viele Digger hatten ihre eigenen Wassertwagen, mit denen sie sich nach stundenlangem Anstehen von den Pumpen Wasser holten. Ich mußte also versuchen, bei einem von diesen zu laufen, und begab mich mit unserm Wassereimer auf die Rundreise bei den Nachbarn. Sie dauerte eine ganze Weile: der eine hatte selber kein Wasser, bei dem andern war der Wassertwagen gerade unterwegs, der dritte fuhr erst am Abend.

Mit Holz hatte ich mehr Glück. Gar nicht weit von uns war ein Kasser gerade mit einer Ladung Holz angekommen, und für ein unwahrscheinlich hohes Honorar, das ich ihm für das Zerkleinern zahlte, bewog er einen seiner Leute, bei mir als Boy einzutreten. Gleichzeitig beschaffte ich ein paar Esel, damit mein Töchterchen Betätigung für ihre Breeches bekam und auch der kleine Ralph Gelegenheit zu ersten Reitversuchen.

Um 5 Uhr stand die Sonne schon bedenklich tief — hier ist ja jetzt Winter — und ich trieb zur Eile an. Um 1/26 saßen wir beim Abendessen. Um 6 Uhr war es Nacht, um



7 Uhr lagen wir im Bett. Was hätten wir auch sonst tun sollen! Vor allem galt es ja auch, möglichst viel von der Tageswärme für die kalte Nacht zu konservieren. Wir hatten uns gut mit Schlaffsäcken, Pelzen und Decken versehen. Allein, als die Sonne untergegangen, wurde es mit einem Schlage so eisigkalt, daß wir es vorzogen, in den Kleidern zu Bett zu gehen, und darüber noch alles überzogen, was wir an Mänteln und Wolljacken hatten. Trotzdem froren wir die Nacht über sehr, und als ich am frühen Morgen klappernd vors Zelt trat, sah ich die Bescherung: das Wasser im Eimer hatte eine dicke Eisdecke. Ja, Afrika ist in vielem ganz anders, als man es sich denkt.

### 9. Anfänge als Digger.

Elandsputte.

Der Stiel der Kreuzhacke war aufgerauht, und trotz aller Sorgfalt bekam man immer neue Splitter in die Hände. Außerdem würden die dicken Blasen an der Handfläche gleich plagen. Ich hätte gerne aufgehört, aber ich mochte nicht als Schwächling dastehen. Vorsichtig schielte ich zu Simon hinüber. Unverkennbar wartete er nur darauf, daß ich den Anfang machte. Sollte ich ihm den Gefallen tun? Da sprang die Blase auf meiner rechten Hand auf, und ich warf die Hacke hin.

„Teufel auch, Simon, das ist der steinigste Claim, den wir auf ganz Elandsputte hätten erwischen können.“

Mein Partner machte noch genau drei Schläge, um zu beweisen, daß er soviel länger ausgehalten, und hoßte sich dann gleich mir auf den felsigen Grund nieder. „Aber guter Gravel, Doktor, ausgezeichnetes Gravel. Warten Sie nur, bis wir ans Waschen kommen!“

Simon war ausgesprochener Optimist. Weiß Gott, wenn er das nicht wäre, könnte er kaum noch so lebendig sein, nach all dem, was er hinter sich hatte. Simon — ich wußte nicht einmal, war das sein Vor- oder Zuname — war eine Art „verlorener Sohn“. Sein Vater lebte als Textilfabrikant in Chemnitz oder dergleichen, der Sprößling war durchgebrannt und diggte jetzt in Lichtenburg Diamanten. Ich hatte ihn schon beim „Ruff“ kennengelernt. Damals hatte ich ihm für seine Hilfe bei den Filmaufnahmen ein Pfund angeboten. Er hatte mir auch geholfen, aber dann die Bezahlung ausgeschlagen. Das sei noch lange kein Pfund wert, und überhaupt — unter Landsleuten! Das war wohl auch der Grund, daß ich ohne viel Besinnen sein Partnerschaftsangebot angenommen, als wir uns jetzt wieder getroffen. Simon hatte einen Claim, aber bis jetzt noch keine Diamanten. Außerdem war sein Kredit bei den Händlern erschöpft. So mußte er abbauen, wenn ihm keine Hilfe kam.

Ich hatte nicht sehr viel Vertrauen in den Simonschen Claim, wie überhaupt in die ganze Diggerei. Aber wenn ich schon einmal hier war! Mein Verstand sagte, es gehöre unbedingt dazu und meine Aufsätze würden viel lebenswahrer, wenn ich es selbst einmal mit dem Digger versucht. Aber das Ausschlaggebende war doch wohl das Unterbewußtsein, das sich vernehmen ließ: „Wer weiß! Vielleicht! Man kann nie wissen!“ Vielleicht findet sich gerade auf diesem Claim einer der hundertkärätigen Steine, von deren Funden in den letzten Tagen die ganzen Diggings raunten.

Aber wenn ich jetzt das wüste Loch überblickte, in dem wir hockten, die geringe Menge Steine, die wir erst herausgebuddelt, und den Haufen, der uns noch zu tun übrig blieb, so verwünschte ich doch die Leichtherzigkeit, mit der ich mich auf diese Buddelei eingelassen. Das Niederdrückende war,

daß man nicht einmal wußte, ob es hier überhaupt Diamanten gab, und ob das „toter“ oder „lebender“ Gravel war. Ich hatte ja bis jetzt von der ganzen Diggerei keinen blauen Dunst und wurde außerdem den Verdacht nicht los, daß auch Simon nicht viel davon verstand, so abenteuerlich auch die Geschichte war, die er mir von seinen bisherigen Taten als Prospektor erzählte.

Unser Claim lag zwischen dem „Diamantberg“ und der Straße, die in die City von Glandsputte führte. Am Tage des „Rushs“ hatte mir ein alter Digger das ganze Gelände als völlig wertlos bezeichnet, und es hatten sich dort auch nur die letzten Nachzügler mehr aus Verzweiflung denn aus Überzeugung einen Claim abgesteckt. Aber dann war auf einem dieser Claims ein großer Stein gefunden worden. Daraufhin war das ganze Gelände der Farm, auch das scheinbar aussichtsloseste, abgesteckt worden, so daß heute auch nicht ein Quadratmeter mehr auf Glandsputte zu bekommen war.

Seit gestern sah ich allerdings etwas hoffnungsvoller in die Zukunft und auf unsern Claim; denn seit gestern hatten wir einen weiteren Teilhaber, einen Farmer aus der Gegend von Louis Trichard, dem äußersten Norden von Transvaal, einige hundert Meilen von hier. Dieser Farmer, es war ein Herr de Villiers, die in Südafrika so häufig sind wie bei uns die Meier und Müller, war die ganze endlose Strecke getreckt und trotz aller Eile zu spät gekommen. Jetzt mußte er zufrieden sein, noch irgendwo als Partner sein Glück zu versuchen.

De Villiers führte die ganze nötige Ausrüstung mit: eine Waschmaschine, Siebe und ein Wellblechhaus. Außerdem schien er mir mehr vom Digger zu verstehen als Simon und ich zusammengenommen. Ober war es nur sein



langer Bart und seine bedächtige Art, durch die ich mich bluffen ließ?

„Wir waren schön dumm, daß wir uns mit dem alten Buren eingelassen“, warf Simon ein, der augenscheinlich meine Gedanken erraten. „Wenn Sie die hundert Pfund für eine Waschmaschine und das andere Zeug riskiert, so hätten Sie jetzt den doppelten Anteil.“

„Einstweilen habe ich den halben noch nicht“, konnte ich mich nicht enthalten zu entgegnen.

„Lassen wir's, und gehen wir's wieder an,“ sagte Simon, wieder zur Hacke greifend, „und dann wollen wir erst einmal sehen, was de Villiers mit Hacke und Schaufel leistet, wenn er mit dem Wasser zurück.“

Das war Simon ein Dorn im Auge, daß der Bur uns gar nicht die erwartete Arbeit leistete und erst einmal Wasser anfuhr. Aber da wir dieses dringend brauchten und außerdem er der einzige von uns war, der es mittels seines Ochsenwagens heranschaffen konnte, mußten wir ihn gewähren lassen, obgleich dieses Wasserfahren sehr viel Zeit kostete; denn de Villiers fuhr erst einmal so viele Fuhren für andere, bis er genug damit verdient, um einen Tank voll für uns kaufen zu können.

## 10. Wie man als Digger lebt und arbeitet.

*Elandsputte.*

Unser Betrieb ist jetzt eingefahren, als hätte ich und mein „Verein“ unser Leben lang nichts anderes getan als gediggt und unter Diggern gelebt. Im Grunde ist es ein recht hartes Leben, aber es hat auch seine Reize. Das Schönste ist, wenn man morgens — noch in tiefer Dunkelheit — an einem Kraxen und Scharren an der Zeltwand

hört, daß Peter da ist, um Feuer zu machen. Peter ist „unser Eingeborener“, wie der Ralph ihn nennt. Das Holz liegt dicht am Zelt, denn die Kerle stehlen hier wie die Raben.

Jeden Abend bin ich in Sorge, ob Peter am nächsten Morgen da ist. So bedeutet sein Erscheinen mir immer erneute Freude. Die größte aber ist, daß die Nacht nun glücklich herum. Die Nächte sind nicht schön, aber lang! Sie wollen manchmal gar kein Ende nehmen. Nächtllicherweise wandelt der volle Mond über unser Zelt. Welche Enttäuschung, wenn man nach kurzem Schlummer aufschreckt, glaubt Wunder wie lange geschlafen zu haben, und der Kerl steht immer noch so hoch am Himmel. Die ganze Nacht trabt Zugvieh vorbei, das auf die nächtliche Weide getrieben wird oder von ihr zurückkehrt. Ab und zu gerät ein Esel oder Ochse in die Zeltkleinen, und man muß heraus, um sie frisch zu spannen. Brrrr! ein kaltes Vergnügen! Überhaupt, so richtig warm wird man nie, so raffiniert man sich auch einpackt. Oder aus dem Nachbarzelt hört man die Kinder husten, oder der Junge weint im Schlaf. Nein, da ist man schon froh, wenn man Peter hört und weiß, daß die Nacht vorüber ist.

Tagsüber ist es schön, wenn der Wind nicht gar zu stark und die Staubfontänen von den Diggings bis zu uns herüberbläst. Nach dem Frühstück geht's auf den Claim, und ab und zu darf Ralph-Colin mit. Der Dreijährige reitet seinen „Bluebock“ schon ganz flott. Am Sattel hat er seine Schaufel hängen, seinen teuersten Besitz, und er schaufelt eifrig mit. Nur wenn er wieder zum Zelt zurück soll, gibt es regelmäßig eine Szene. „Ich will doch graben, bis das ‚Gold‘ kommt“, lamentiert er.

Ja, das wollen wir auch, und hoffentlich sind wir bald



Der kleine Ralph-Colin will sein Brot selbst verdienen. Er hilft mit, den „Claim“ abzustechen.





Zuerst wird der „gravel“; der diamanthaltige Grund, losgebrochen.

Wirtschaftslexikon  
Breslau

so weit. Mit dem Sieben haben wir schon angefangen. De Villiers hat sein Sieb aufgestellt und stößt es in so raschen Schwingungen, daß Josuah und Schilling, seine beiden Boys, gar nicht so rasch den Gravel anschleppen können, den Simon und ich losgehakt haben. Mit liebevollem Blick mustere ich den Haufen, der sich unter und neben dem Sieb türmt. In diesem unscheinbaren Staubhaufen liegen die Diamanten. Nächste Woche fangen wir an zu waschen. Dann werden wir sehen, wie viele es sind.

Ich kann gut zusehen, denn ich habe heute „frei“, das heißt, ich habe mit meinen Partnern ausgemacht, daß ich gegen einen entsprechend geringeren Anteil nur einen um den andern Tag mitarbeite. Schließlich muß ich doch auch Aufnahmen machen und mich sonst umtun.

Dann ziehe ich mit meiner Kamera am liebsten doch immer wieder auf den „Diamantberg“, den langgestreckten Höhenzug, wo prospektiert wurde und die ersten Diamanten gefunden. Der Berg sieht jetzt aus, als wären die Motten hineingekommen, so durch und durch ist er bereits zerfressen und durchlöchert und um und um gegraben. Da sind Claims von vielen Metern Tiefe. Sie gehen ineinander über, und man sucht mühsam durch aufgestapelte Steinmauern die Grenzen zu wahren.

Da unten wimmelt's durcheinander, weiß und schwarz. Die sonst so sorgsam gewahrte Farbengrenze gilt hier nicht. Der Bur arbeitet ruhig neben dem Kaffern. In „Zins“, den viereckigen, blechernen Benzinkanen, wird der Gravel nach oben getragen. Da stehen auf den höchsten Punkten die Waschmaschinen wie aufgefahrene Geschütze. Kaffernjungen oder Mädels oder auch Weiße schleppen den diamanthaltigen Stoff an. Andere gießen Wasser darauf. Andere drehen die mächtigen Schwungräder, und wieder andere

rühren die Masse. Unter den Apparaten rinnt der durchgewaschene Stoff in widerlichen Schlammbüchsen zu Thal.

Von weitem sieht der Diamantberg aus wie einer jener trichterdurchlöchernten Höhenzüge an der Westfront, vor Verdun oder am Chemin des Dames, um die wir so lange und blutig gekämpft. Und die Illusion wird noch größer, wenn der Wind bläst, dieser ekelhafte Wind, der den Staub in so grauenhaften Fontänen aufwirbelt und hin- und herjagt. Ich habe längst wie alle andern Gesicht und Hände mit diesem Staub so imprägniert, daß kein Waschen ihn löst. Am schlimmsten ist er für die Augen, die ganz umkrustet sind, und unter deren Lidern sich immer wieder schmerzende Staubkügeln ballen.

Am Ende meiner Wanderung über den Diamantberg komme ich zu dem ehemaligen Farmgebäude. Zwischen den rasch aufgestellten Blechhäusern, den Läden, Wirtschaften, Bureaus der Diamantaufkäufer, wirkt die alte, strohgedeckte Lehmbaracke unwirklich und romantisch wie ein Theaterrequisit.

Hier wohnte und lebte Herr Vorendyl, der jetzt ein schwerreicher Mann ist. Herr Vorendyl hat vielleicht nicht das äußerste aus dem phantastischen Glück gemacht, das ihm in den Schoß fiel, aber er hat sich auf die launenhafte Fortuna nicht einlassen wollen. So hat er alle seine Claims verkauft, gut verkauft, zu 200 Pfund das Stück. Schließlich fördert er ja in anderer Weise dauernd Gold aus diesem Boden. Jeder Eimer Wasser muß von ihm gekauft werden, von jeder Lizenz bekommt er die Hälfte, und jeder Laden und jede Wirtschaft muß ihm Abgabe zahlen.

Dies ist die andere Art, aus den Diggings Geld zu ziehen. Es ist die, von der die ganze City von Glandsputte lebt. Bei ihr kann man wohl keine so plötzlichen Vermögen



machen wie die Digger, aber auf die Dauer ist es doch die sicherere Methode. Freilich, so fette Gewinne wie seinerzeit in Kimberley oder in Kalifornien oder in Klondyke kann der Storekeeper und Barbefitzer heute auf den Diggings nicht mehr einheimfen. Auch hier hat das Auto umstürzend gewirkt. Auf die Kunde von den Diamantfunden im Lichtenburger Distrikt haben so viele unternehmende Firmen mittels Schnell>Lastwagen Waren nach Glandsputte geworfen und dort Stores errichtet, daß man im allgemeinen nicht viel teurer einzukaufen braucht als in Johannesburg oder Pretoria. Die Konkurrenz ist so groß, daß die Firmen sogar Kredite geben müssen. Man kann es in den Läden immer wieder hören, daß ein Digger sagt: „Ich brauche dies und das. Ich wasche erst nächste Woche, dann bezahle ich.“ Und wenn der Ladenbesitzer nicht riskieren will, daß der Kunde zum Nachbar geht, so muß er borgen. Ich höre von manchen Firmen, die bereits riesige Außenstände haben. Einstweilen werden ja im allgemeinen noch in allen Wäfschen Diamanten gefunden, aber wer weiß, wie lange noch?

## 11. Im „Lunapark“ der Diamantgräber-Stadt.

Glandsputte.

Am Abend fiel Nebel, so dicht, daß die ganzen Lichter und Feuer der Diggerstadt wie in stickigem Qualm darin erloschen. Nur die unserer nächsten Nachbarn glommen trübe und kraftlos zu uns herüber. Das Sonderbare war jedoch, daß der Nebel wie abgezirkelt nur über der Tal-senkung lag und nicht so hoch, als daß nicht die obersten erleuchteten Wagen des Riesenrades über ihn hinausgeragt hätten. Diese Lichter flogen phantomhaft aus dem Dunst,

als wollten sie das blanke Lichtergewimmel des südlichen Sternenhimmels noch vermehren, verweilten einen Augenblick und versanken dann auf ihrer Kreisbahn wieder ins Nichts.

Ich hatte mich für heute abend mit Simon im Café Pienar, der Tanzbar von Glandsputte, verabredet. Allein ich traute mich bei dem Nebel nicht fort. In dem unübersehbaren Gewirr von Zelten und Blechhäusern ist bei völliger Dunkelheit jede Orientierung unmöglich, und wenn „mein Kamerad“ auch keine Angst hatte, allein unser Lager zu hüten, so wollte ich doch nicht riskieren, mich zu verlaufen und sie dadurch möglicherweise die ganze Nacht allein zu lassen.

Endlich hatte sich der Mond blutig und geschwollen soweit durch den Dunst gedrängt, daß man den Weg wagen konnte. Ich prägte mir zur Sicherheit die Stellung des südlichen Kreuzes zu unserem Zeltlager noch einmal genau ein. Es hing schräg und brüchig am Himmel, als sei es von seinem Sockel gestoßen.

Es war schon spät. Allein die Diggerstadt war noch wach. Aus den Ritzen der Blechhäuser drang Licht. Die Zelte leuchteten transparent, und auf ihren Wänden zeichneten sich verzerrte Schatten ab. Vor den Feuern hockten enggedrängt die Kaffern. Da und dort klangen aus dem Dunkel abgerissene Rhythmen und die monoton-aufreizenden Tanzweisen der Eingeborenen.

Es war gar nicht leicht, den Weg zu finden, ohne in eins der Diggerlöcher zu fallen oder über das Zugvieh zu stolpern, das in langen Reihen vor den Planwagen angepflöckt war, wie man es auf dem „Tred“ in unsicheren Gegenden zu tun pflegt, oder wenn Löwen und Leoparden in der Nähe sind. Der Nebel und die Dunkelheit verzerrten

die Umrisse; die liegenden, wiederkläuernden Tiere mit ihren mächtigen Hörnern wirkten wie geisterhafte Ungeheuer, die gerade die letzten Reste einer schauerlichen Mahlzeit verzehren.

Doch je weiter ich kam, desto greller leuchteten die Lichter des „Lunaparks“ durch die Dunkelheit. Das Riesenrad hatte eine eigene elektrische Anlage, und das Karussell wie das Café Pienar und andere Lokale hatten nicht weniger grelle Acetylen- oder Benzinlampen herabhängt.

Abend für Abend, Nacht für Nacht gellte dies zusammengeballte grelle Licht seinen Loctruf über die Diggerstadt hinaus. Es muß einer schon sehr fest sein, wenn er ihm auf die Dauer widerstehen will. Die Tage sind hart auf Glandsputte, die Nächte kalt und einsam. Man hat schwer gearbeitet. Man hat die Lungen voll Staub. Es sitzt sich trübe und öde um die blakende Petroleumfunzel oder das glimmende Feuer, das man nicht wie sonst im Camp zu lodernder, wärmender und erhellender Blut entfachen kann. Dazu ist das Holz viel zu teuer hier. So sitzt man, starrt auf den grellen Lichtschein und den funkelnden Strahlenkranz des Riesenrades, das sich dreht und dreht. Schwört sich hundertmal, nicht hinzugehen, und geht schließlich doch.

Kopf an Kopf stehen die Männer. Es sind nur Weiße. Läßt es sich hier auch nicht vermeiden, daß man mit dem Kaffer zusammen arbeitet, von seinen Vergnügungen schließt man ihn wenigstens aus. Nur einmal in der Woche gehört der Lunapark den Schwarzen, am Samstag nachmittag. Dann ist er von den Weißen verlassen, und als ich dort Aufnahmen machte, war ich fast der einzige Nichtfarbige unter den Besuchern. Da saßen auf den Schaukelpferden



des Karussells die schwarzen Boys mit ihren schokoladefarbenen Sweethearts, die sich in ihre grellsten Blusen und Kopftücher geworfen hatten. Sie umstanden das Orchestrion und lauschten in atemloser Bewunderung der Musik, die aus dem geheimnisvollen, buntbemalten Kasten drang; an diesem Nachmittag überschwemmten die Schwarzen die ganze Stadt. Alle Straßen und Läden waren so voll, daß man über ihre große Zahl beinahe erschrak.

Aber jetzt hatte das Nachtwort der weißen Herren die Farbigen wieder verbannt in ihre dürftigen Pontoks, die sie sich in einigem Abstand von den Blechhäusern oder Zelten ihrer Arbeitgeber errichtet. Ich musterte die Gesichter der Weißen, die die Vergnügungsstätte umstanden. Auf ihnen lag nichts von der reinen, kindlichen Freude der Schwarzen. Ihre Züge waren fast alle hart und fahl. Der Staub der Diggings hatte sich auf ihnen eingefressen, die Aufregung und Anstrengung hatte sie gespannt, daß die Haut straff über den Knochen lag. Was sie hier suchten, war nur Aufregung und Nervenkitzel: Whisky, Weiber und Würfel. Vor allem aber das letztere.

Jeder Digger ist ja ein Spieler, muß es sein, denn das Wesen des Diggens ist Hasard. Die grenzenlose Entfesselung des Spiel- und Spekulationstriebes ist ja die Schattenseite zu dem scheinbaren Segen des Diamant- und Goldreichtums für Südafrika. Es war vielleicht doch nicht ganz so töricht von dem alten Ohm Krüger, daß er die ersten Goldfunde in Johannesburg zu vertuschen und zu verheimlichen suchte.

Wer in seiner Wäsche Diamanten gefunden, der geht selbstverständlich in den Lunapark, um sich etwas zu leisten, und wer nichts gefunden hat, der geht erst recht hin. Vielleicht hat er hier mehr Glück. Die zahllosen Rouletts,

Lotterien, Pferdchenrennen und sonstigen Hasardspiele geben ja reichlich Gelegenheit dazu. Wie eine Mauer stehen die Digger um die Spieltische, die im Freien unter einem Blechdach aufgestellt sind. Die Spielleiter rennen geschäftig hin und her. Frahenhaft und koboldhaft wirken sie, wie sie in dem grellen Licht der Lampen in den Kreis eilen und die letzte Nummer an den Mann zu bringen suchen.

Aber es gibt auch harmlosere Vergnügungen. Da ist das Merry-go-round, das Karussell, auf dem man sich schaukelnd im Kreise drehen kann, und da ist das Riesenrad, auf dem man mit seinem Liebchen bis zu den Sternen aufsteigen kann. Freilich, in bezug auf „Liebchen“ sind die Weißen viel schlechter dran als die Schwarzen. Da sind einige wenige Burenfrauen und -mädchen unter der Menge, schmutzig und staubüberkrustet wie die Männer, und was die Goldstadt Johannesburg an Dirnen eilig hierher geworfen hat: Frauen, denen auch die grellste Bemalung nicht mehr den Hauch von Verwesung nehmen kann und denen die Überanstrengung eines mehrwöchigen Aufenthalts auf den Diggings den Rest gibt.

Simon suchte ich bei Pienaar vergeblich. Freilich war es so voll, daß man in den dichten Rauchschwaden und dem Gedränge der sich zu den Klängen eines mechanischen Klaviers drängenden Paare kaum jemand erkennen konnte. Schließlich entdeckte ich ihn, wie er gerade mit einem leidlich hübschen, noch blutjungen Burenmädchel das Riesenrad bestieg. Ich überließ ihn ruhig seinem Vergnügen, ich hatte ohnehin genug an Eindrücken gesammelt und ging meinen Zelten zu, in Richtung auf das südliche Kreuz, das noch schiefere als vorher am Himmel hing, als hätte es der scharfe Whisky- und Schnapsdunst, der aus Piendars Bar aufstieg, toll betrunken gemacht.

Da stand nun die Waschmaschine fertig montiert und aufgestellt, und da lag der unscheinbare Sandhaufen, der unsere Hoffnung barg. Wieviel Schweiß und Mühe hat es gekostet, ihn aus dem steinigen Grund zu graben. In einigen Stunden werden wir wissen, ob alle Mühe vergeblich gewesen, oder vielleicht ... vielleicht ...

Ich gestehe offen, ich war ein wenig aufgereggt; ich hatte mich so in mein Dasein als Digger hineingelebt, daß ich beinahe vergaß, daß es für mich letzten Endes doch nur ein literarisches Erlebnis blieb, daß zumindest meine Existenz nicht von dem Ergebnis der Wäsche abhing, wie bei den beiden andern.

Simon hatte mir ja ganz offen zugegeben, daß Glandsputte seine letzte Hoffnung war, und auch aus de Villiers, so wortkarg er war, hatte ich immerhin herausgebracht, daß er schon sehr, sehr viel Geld mit Digger gemacht, aber es immer wieder auf neuen Feldern in vergeblicher Arbeit, Spekulation und Spiel verloren hatte. Diesmal war er fest entschlossen, Schluß zu machen, sobald er soviel beieinander hatte, um sich wieder eine Farm zu kaufen.

Allein so rasch, wie wir gedacht, ging es doch nicht. Villiers' Maschine, die ein schon recht bejahrtes, klapperiges Ding war, machte Pöffen. Sie ließ sich nicht drehen und mußte auseinandergenommen werden, bis wir herausgefunden, daß ein Zahnrad sich gelockert und frisch aufgeteilt werden mußte.

Wir arbeiteten schweigend, in verbissener, fast wütender Hast. Lange, lange dauerte es, und ein trüber Schlammstrom floß bereits unter der Maschine ab, bis sich genügend Waschgut angesammelt hatte. Simon kragte es in ein Sieb



zusammen, das er auf einem vorher sorgfältig gereinigten Platz ausleerte. Es war ein ganz hübscher Berg feinkörnigen Kieses und Schotters.

Wir hockten uns darum und begannen sogleich die Untersuchung. Es hätte ja völlig genügt, wenn einer sie vorgenommen hätte, insbesondere weil unsere Boys solange feiern mußten. Allein wir waren alle viel zu aufgereggt, um diese Arbeit dem andern zu überlassen.

Mit flachen Holzstäbchen wurde ein Teil des Waschgutes nach dem andern abgetrennt und sorgfältig auf Diamanten untersucht. Gleich bei dem ersten Häufchen stieß ich wie ein Geier auf einen blanken, glänzenden Stein und wollte einen Jubelruf ausstoßen. Doch die beiden andern belehrten mich kühl und mit einem leichten Unterton von Hohn, daß es nur ein ganz gewöhnlicher, wertloser Kiesel sei. Der Stein blitzte wirklich ganz ungewöhnlich; ich drehte ihn hin und her zwischen den Fingern und wollte gar nicht glauben, daß dies kein Diamant sein sollte, bis mir de Villiers erklärte, daß ein Diamant nie seine Farbe wechselt, man mag ihn drehen und wenden, wie man will. Ein paar Minuten später langte er zwischen die kleinen Kiesel und reichte mir ein winziges Steinchen.

Ja, das war ganz etwas anderes. Das leuchtete doch erheblich stärker als der Kiesel, den ich vorhin für einen Edelstein gehalten. Das war nun der erste, selbstgegrabene Diamant. Fast andächtig betrachtete ich ihn. Freilich wurde meine Andacht und Freude stark gedämpft, als auf meine Frage nach seinem Wert de Villiers ihn auf ein bis zwei Pfund schätzte, wenn die Diamantaufkäufer überhaupt soviel zahlten. Denn diese bildeten einen Ring und drückten die Preise. Aberdies bestand die Hauptförderung von Glasputte aus diesen kleinen Steinen, von denen gleich ein paar

aufs Karat gehen; während für die wenigen großen Steine noch recht gute Preise gezahlt werden, sinken sie für diesen Kleinkram von Woche zu Woche. Ich machte einen raschen Überschlag über die bisher entstandenen Kosten. Wenn wir nicht einen tüchtigen Haufen von diesen kleinen Dingen fanden, so war es ein schlechtes Geschäft.

Der Bur zog ein Holzbüchsen aus der Hosentasche, das wie eine Nadelbüchse aussah, und ließ den Diamanten fast achtlos darin verschwinden. In gedämpfterer Stimmung fortierten wir weiter. Als wir gerade den zweiten Stein gefunden, entstand auf dem Nachbarclaim einige Aufregung. Da sahen einige Nachbarn beim Sortieren zu, und so konnte der Eigentümer des Claims nicht verheimlichen, wie es sonst begreiflicher Weise gern geschieht, daß ihm ein besonders guter Fund geglückt. Auch wir ließen unsere Arbeit stehen und liefen hinüber. Der glückliche Finder, ein noch junger Mensch — ich hörte später, daß es ein Bankangestellter aus Pretoria war, der seinen Urlaub dazu benutzte, um zu diggen — hielt ein wenig verlegen und in einer Mischung aus Freude, Staunen und Furcht einen großen Diamanten zwischen Daumen und Zeigefinger, der mindestens seine hundert Karat schwer war. Freilich war er nicht ganz rein, aber tausend Pfund mochte er immer wert sein.

Was ich empfand, war ein Gefühl reinen Neides, um so mehr, da sich mir die Überzeugung unangenehm aufdrängte, daß uns auf unserm Claim kein solches Glück blühen würde. Oder wurde dieser Gedanke nur durch Simon ausgelöst, der sich mit der Faust vor die Stirn schlug und brüllte: „Ich Esel, ich Hornochs!“ Ich kam so aus der Fassung, daß ich ihn beinahe angeschrien hätte: „Ja, du Rindvieh, warum hast du deinen ersten Claim nicht behalten!“

Glücklicherweise fiel mir noch rechtzeitig ein, daß ich ja doch nie mit einem wirklich großen Gewinn aus der Diggererei gerechnet und aus diesem Grunde auch nicht mehr Geld darin angelegt hatte. Doch obgleich ich mir das immer wieder vorsagte, hatte ich Mühe, meinen Arger und meine Enttäuschung hinunterzuwürgen und konnte auch keine rechte Freude empfinden, als wir noch einige ebenso kleine Steine wie den ersten auflasen.

### 13. Die Steppe brennt!

*Flandsputte.*

„Unser Deutscher“ hat seinen Whisky ausgetrunken und sich verabschiedet. „Unser Deutscher“ ist der dritte Nachbar, den wir in der letzten Woche bekommen haben. Zuerst war da nur „unser Engländer“ im Westen. Dann kam „unser Bur“ im Norden dazu. Und gestern ist der Deutsche östlich unseres Zeltes mit seinem Eselwagen aufgefahren. Ursprünglich wollte er sich direkt neben unserem Zelt niederlassen. Auf mein Ansuchen rückte er etwas ab. Dabei stellte es sich heraus, daß er ein Deutscher oder wenigstens deutscher Abkunft war.

Wie ich es mit den andern gemacht, lud ich auch ihn zum abendlichen Whisky, um auf gute Nachbarschaft zu halten. Außerdem hörte man dabei allerhand Interessantes. „Unser Deutscher“ gehörte auch zu denen, die nie Ruhe finden. Er hatte in Reismerbult gediggt. Auf die Nachricht von den Funden in Lichtenburg war er hierhergeeilt, hatte das Rennen mitgelaufen, den Claim, den er sich abgesteckt, jedoch bald wieder verlassen und war nach Reismerbult zurück. Aber es hielt ihn da nicht lange mehr, und so ist er wieder hierhergetreckt. Die an Flandsputte anstoßenden Farmen sollen eine nach der andern in Kürze als öffentliche



Diamantfelder proklamiert werden. Der Grund, auf dem unsere Zelte stehen, kommt als erster daran. Es ist da schon prospektiert worden. Man raunt von fabelhaften Funden. Für den Hügel, unter dessen Kämme wir hausen, ist ein Name aufgesprungen: „secret kopje“, der „geheimnisvolle Hügel“. Er soll überreich sein an Diamanten, so reich, daß er selbst den „Diamantberg“ übertrifft.

Wir hören „unsern Deutschen“ noch die Blechtafeln gegeneinanderlehnen, unter denen er diese Nacht schläft. Dann ist es still, nur die Esel schreien kläglich auf. „Mein Kamerad“ und ich sehen vom Feuer auf und schauen uns an. Wir wissen, wir haben beide den gleichen Gedanken: sollen wir, sollen wir nicht?

Das Leben hier ist unerhört anstrengend, aber andererseits haben wir uns daran gewöhnt. Und bis jetzt ist noch alles gut gegangen. Es ist noch keine Seuche ausgebrochen, kein Kampf und keine Aufruhr unter den Diggern, die Kinder sind gesund. Wir sehen beide nach dem Zelt hinüber, in dem sie friedlich schlafen.

Ich werfe einen tüchtigen Kloß ins Feuer, und wir rücken näher an die Glut. „Was ist mit dem Mond heute?“ sagt mein Kamerad. „Da steht schon die ganze Zeit über der helle Schein am Horizont, und er kommt nicht heraus.“

Ich habe schon lange meine eigenen Gedanken über den hellen Schein, allein ich will „meinen Kameraden“ nicht erschrecken, und so zucke ich nur die Achseln. „Wenn du willst,“ meint der nach einer Weile, „dann bleiben wir natürlich.“

Ja, wenn ich nur wüßte, ob ich will. Das Diamantfieber hat mich etwas gepackt. Immer wieder drängt sich der Gedanke auf: Bleibe hier, mach' das Rennen um „secret kopje!“ mit, sichere dir einen guten Claim. Du hast jetzt deine Erfahrungen hinter dir, verstehst etwas von Gravel und Diggern.

Und dann kommt die Lust am Abenteuer. Freilich, ich kann mich nicht beklagen. Ich habe an Abenteuern mehr hinter mir als die meisten Menschen. Aber bin ich letzten Endes nicht immer an der Außenseite geblieben? Ich habe mich noch nie ganz an das Abenteuer verloren, sondern behielt mich und das Abenteuer immer in der Hand.

Gewiß, es war ein Abenteuer, mit all den Meinen hier heraus zu ziehen, wenn ich an den Deutschen denke, den ich in Johannesburg traf. Der war der Vertreter eines großen deutschen Bankhauses, das Mineninteressen in Südafrika hat, eigens hierher geschickt, um nach neuen Möglichkeiten Ausschau zu halten. Als die Nachricht von den Lichtenburger Funden nach Deutschland kam, kandelte ihm seine Gesellschaft, er solle auf die Lichtenburger Diamantfelder fahren, um zu sehen, ob dort etwas zu machen sei. Aber er kandelte zurück, das könne man ihm nicht zumuten, er könne sich unter den Verhältnissen, die dort herrschen, den Tod holen.

Gewiß, wir lächeln darüber, aber vielleicht lächeln Simon und de Villiers und „unser Deutscher“ und all die andern ebenso über mich, der ich zwar in das Abenteuer eintauche, aber mich nicht darin verliere, nicht alles einsetze, infolgedessen nicht alles verliere, aber auch niemals alles gewinnen kann.

Drunten im Tal lärmt der „Lunapark“, das heißt man hört ihn nicht, dazu ist es zu weit, nur seine Lichter grellen so lärmend und aufreizend zu uns heraus. Oder sind sie heute nicht überhaupt schwächer als sonst? Oder macht das der Schein am Horizont? Der wird jetzt von Minute zu Minute heller.

„Du, das ist nicht der Mond“, sagt „mein Kamerad“.

„Natürlich nicht“, antworte ich, und jetzt sieht man auch ganz deutlich die ersten Flammen leuchten.

Die Steppe brennt. Wir stehen nebeneinander und verfolgen den Brand, der sich in immer wachsendem Halbkreis über den ganzen Horizont ausbreitet. Ich meine, in Glandsputte müßte Aufregung entstehen, aber bei unsern Nachbarn bleibt alles ruhig, und unverändert dreht sich der doppelte Lichtkreis des Riesenrades.

„Der Wind weht von Glandsputte her. Es ist keine Gefahr.“ — „Ja, aber du weißt auch, wie rasch er hier umspringt.“

Ein Autoscheinwerfer wird eingeschaltet und blinkt uns an. Der Wagen gehört einem unserer Nachbarn. Ja, wenn man so einen hätte, da könnte man sich im Falle einer Gefahr wenigstens rasch in Sicherheit bringen. Aber mit Bluebock und den Kindern und all den schweren Apparaten und Filmkisten werden wir nicht weit kommen.

Schauerlich wirkt der brennende Horizont, als wollten die aufflackernden und züngelnden Flammen den Nachthimmel mit all seinem unnützen Sterngefunkel da oben herunterreißen. Aber wir konnten hier nicht die ganze Nacht stehen und das Feuer verfolgen. Die Hauptsache ist, seine Ruhe und seine Kräfte für den Notfall aufzusparen.

Wir gehen ins Zelt, legen uns nieder und schlafen ruhig ein. Nach ein paar Stunden stehe ich auf und trete ins Freie. Eine eisige Kälte packt mich. Aber Feuchte steigt vom Boden auf, und in der Ferne ist das Feuer am Verlöschen.

#### 14. Die Diggerschlacht.

Glandsputte.

Der Steppenbrand war schuld daran, daß wir nicht rechtzeitig zu einem Entschluß kamen, ob wir noch die Proklamierung von „secret kopje“ mitnehmen oder unsere Zelte abbrechen wollten.



Wir hatten eigentlich auf Glandsputte nichts mehr zu suchen. Ich hatte von Grunde aus kennengelernt, wie es auf den Diggings zugeht, ich hatte genügend Aufnahmen gemacht, durchaus ungewöhnliche Aufnahmen, und unser Claim hätte mich schließlicly auch nicht zu halten brauchen. Wir fanden zwar in jeder Wäsche Diamanten, wie dies auf den meisten Claims die Regel war, allein die Ausbeute war gerade nur so groß, daß sie knapp die Unkosten und den Lebensunterhalt meiner Kompagnons deckte.

In Wirklichkeit war die Ausbeute gar nicht klein. Schuld an dem geringen Erträgnis waren die niedrigen Preise der Aufkäufer. Es ist ja überall in der Welt dasselbe, daß sich der Produzent mit wenig begnügen muß und der Händler einen unverhältnismäßig fetten Anteil einsteckt. Aber so kraß wie auf den Diggings ist das Mißverhältnis wohl selten. Ich lernte eine ganze Reihe Aufkäufer kennen, die mir schmunzelnd und mehr oder weniger unverblümt zugaben, daß sie ihre Steine um ein Drittel, ja um fünfzig Prozent unter dem wahren Werte einkauften.

Selbst der erfahrene Digger, der den Wert seiner Funde genau kennt, kann dagegen wenig machen. In der Regel braucht er nach jeder Wäsche Geld. Er hat Schulden im Store, muß seine Boys bezahlen. Außerdem erschwert ihm das Gesetz die anderweitige, günstigere Verwertung seiner Funde. Nur die konzessionierten Diamanthändler dürfen im Besitz von Rohdiamanten sein, und will ein Digger die seinigen über einen gewissen Zeitraum hinaus behalten, so muß er um eine besondere Erlaubnis einkommen. Freilich schützt das Gesetz auch ihn; denn, ehe es erlassen war, hatte man keinerlei Handhabe gegen den blühenden Diamantendiebstahl und ungesetlichen Diamantenhandel.

Das Mißverhältnis zwischen dem Gewinn des Diggers

und dem des Händlers wird noch krasser, wenn man die beiderseitigen Leistungen miteinander vergleicht. Der Aufkäufer ist ein feiner Herr. Schon der ständige Aufenthalt in Lichtenburg ist ihm zuviel. Er kommt nur einmal in der Woche dorthin, fährt morgens im Auto auf die Diggings und wartet dort in seinem Bureau auf die Digger. Dies Bureau besteht allerdings nur aus fünf Blechtafeln als Wänden und Dach, und das ganze Mobiliar aus einem rohen Holztisch samt Stuhl. Aber es ist doch immerhin noch wesentlich bequemer, hier zu sitzen, als in Staub und Sonne den Gravel loszuhacken, zu sieben und zu waschen.

Trotz der niedrigen und ständig sinkenden Preise steigt die Summe der verkauften Diamanten anhaltend, und die ersten vier Wochen seit der Proklamierung von Glandsputte stellen einen Rekord in Südafrika und damit in der Welt dar.

Es ist phantastisch, wie Glandsputte seit dem Rennen gewachsen ist, und es wächst noch weiter von Tag zu Tag. Ununterbrochen kommen Ochsen- und Eselwagen die Straße daher, und rings um die alten Wohnstätten und zwischen ihnen lassen sich Neuankömmlinge nieder.

Es fängt an, ungemütlich auf Glandsputte zu werden. Auch mit unserer anfänglichen, idyllischen Ruhe und Abgeschlossenheit ist es vorbei. Zwischen uns und „unserm Engländer“, „unserm Buren“ und „unserm Deutschen“ hat sich noch ein ganzer Haufen von neuen Diggern niedergelassen, die alle auf die Proklamierung von „secret kopje“ und der andern Nachbarfarmen warten. Einstweilen laden sie ihre Wagen ab, stellen ihre Häuser auf und suchen sich mit Wasserfahren und dergleichen etwas Geld zu verdienen. Dazwischen werden die Strohhütten der Eingeborenen aufgestellt. Es wimmelt um unser Zelt von schmutzigen Burenkindern, von Kaffern und Ochsen und Eseln.



Die Hauptstraße der aus dem Boden gestampften neuen Diggerstadt.



Der große Augenblick: Der erste selbstgefundene Diamant.





Wir trecken im Planwagen durch Nordtransvaal.



Die bescheidene Lagerstation unserer Träger, eine Handvoll Mais, die jedoch erst umständlich gestampft werden muß.

Nein, es ist wirklich ungemütlich geworden, und wir wollen nun wirklich endlich gehen. Eigentlich wollten wir heute schon fort, aber ich bekam auf der Post keinen Telephonanschluß nach Lichtenburg, und dann haben wir uns doch entschlossen, die nächste Wäsche noch abzuwarten. Vielleicht! ... Vielleicht!

Es ist Samstagabend. Wie jeden Tag haben wir früh zu Nacht gegessen und mit sinkender Sonne die Kinder ins Bett geschickt. Wir zwei sitzen noch ums Feuer. Es ist auffallend warm heute abend. Freilich ist das kein gutes Zeichen, der Himmel steht voll Wolken und sieht nach Sturm und Regen aus.

„Wir könnten heute bereits wieder in Pretoria sein“, meint „mein Kamerad“.

„Ja, und ich glaube, du hast recht. Mag sein, daß hier unter unsern Füßen die dicksten Diamanten auf uns warten, aber lassen wir es gut sein und gönnen wir sie den andern. Bis jetzt ging alles gut, aber schließlich braucht man den Bogen nicht zu überspannen. Wir wollen morgen nach einem Wagen telephonieren.“

Wir trugen unsere Feldstühle und sorglich auch den Koff und den Wassereimer ins Zelt, denn die Unsicherheit hatte naturgemäß zugenommen.

Die letzte Nacht! Das war ein herrlicher Gedanke. Von dem ständigen In-den-Kleidern-Schlafen wurde man langsam doch kaputt. Und dann war es oft so feucht, daß das Zelttuch triefte, und bei der geringen Höhe hing uns das nasse Tuch dicht über dem Gesicht.

Aber war es die Freude des Fortkommens, oder was war es, daß wir keinen Schlaf fanden? Als wir von Müdigkeit überwältigt doch einschlummern wollten, singen die Kaffern

in nächster Nähe unseres Zeltes an zu tanzen. Endlos ohne Pause erklang ihr monotoner Tanzrhythmus.

Sie kamen immer näher und umtanzten schließlich unser Zelt. Nein, sie tanzten mitten hindurch, und wir tanzten unter ihnen. Die Schiffskapelle der „Usambara“ spielte, aber die Musikanten spielten auf Holztrommeln und schlugen mit Stuhllehnen den Takt. Und warum schrien die Neger so? So schreien Neger doch gar nicht, so schreien Weiße. Endlich hatte ich den Bann des Schlafs und des Traums abgeschüttelt und war völlig wach. Ich richtete mich auf dem Feldbett auf. Da war kein Zweifel: nun war doch Streit ausgebrochen, und in Elandsputte wurde gekämpft.

Nach der Stärke des Lärms ermaß ich den Abstand der streitenden Parteien. Das mußte unten bei dem seltsamen Blechhaus sein, das mit seinen quadratischen Tafeln aussah wie ein Bau von Laut.

Ich lauschte zu meiner Gefährtin hinüber. Gott sei Dank, sie schlief. Freilich war das ein Wahn. Sie verhielt sich ihrerseits nur ruhig, um mich nicht zu erschrecken. Schließlich merkten wir, daß wir beide wach, und überlegten, was zu tun.

Der Lärm nahm in grauenhafter Weise zu. Man hörte das wilde Loben und Fluchen der Streitenden und das gräßliche Schreien der Geschlagenen und Verwundeten. Ich kenne das grauenhafte Schreien, das einer in Todesangst ausstößt, wenn die andern ihm mit den Stiefelabsätzen immer wieder ins Gesicht und auf den Bauch treten.

So weit man aus dem Lärm entnehmen konnte, wurde bisher nur mit Messern und Stöcken gekämpft und vor allem mit Steinen. Ein toller Steinhagel prasselte auf den harten Grund. Einige fielen augenscheinlich gar nicht so weit



von unsern Zelten nieder. Erstaunlicherweise wurde nicht geschossen, und solange das nicht der Fall war, drohte keine unmittelbare Gefahr, wenn der Streit sich nicht direkt zu uns hinzog. Dann war freilich die Lage höchst bedrohlich. Aber was sollten wir machen! Ruhig im Zelt bleiben, war schließlich noch das schlaueste. Hinaustreten konnte uns nur in den Streit hineinziehen.

Gott sei Dank blieben die Kinder ruhig. Entweder schliefen sie, oder sie waren eben schon soviel gewöhnt, daß sie auch diesen tollen Lärm ruhig hinnahmen.

So lagen wir äußerlich ruhig, aber mit gleich stark klopfenden Herzen auf unsern Feldbetten und suchten aus jedem Ton und Schrei uns den Stand des Kampfes zu vergegenwärtigen. Endlich, endlich wurde er schwächer. Es gab noch ein paar grauenhafte Schreie, dann wurde es ganz still.

Als ich am nächsten Morgen nach Glandsputte hinzog, um nach einem Wagen nach Lichtenburg zu telephonieren, traf ich vor dem Café Pienar den Chauffeur, der uns herausgefahren. Er hatte eine andere Fuhr. Aber das half ihm nichts. Ich ließ ihn nicht los, und er mußte gleich mit zu unserm Zelt.

Wir sangen vor Freude, als wir unsere Zelte abbrachen, und all die schmutzigen Burenkinder und Negerjungen, die unsern Ausbruch umstanden, hatten eine gute Zeit; denn in unserer Freude fortzukommen, schenkten wir ihnen unsere ganzen Proviantreste. Auch unsern Claimanteil hatten wir anstandslos de Villiers und Simon überlassen.

Trotz des vielen Staubs, den wir schlucken mußten, genossen wir die Fahrt nach Lichtenburg aus Herzensgrund, und das öde, kleine Städtchen kam uns wie das Paradies vor.

Als wir in Pretoria ankamen, war es in dieser sonst so warmen Stadt ganz ungewöhnlich kalt. In der Zeitung lasen wir dann von der Kältewelle, die über Südafrika hereingebrochen, von dem Schnee in Kapstadt, dem ersten seit zwanzig Jahren, und den schweren Schneestürmen, die über Lichtenburg gefegt waren und zahlreiche Opfer unter den gegen die Kälte ungeschützten Diggern gefordert hatten.

# Erste

## Abenteuer mit Löwen und Elefanten.

### 15. Beim „Löwenfarmer“.

Lager am Krokodilfluß.

Vierzehn Tage hatten wir uns in Johannesburg und Pretoria von den Lichtenburger Strapazen erholt, dann waren wir zu Mr. Muthill nach Nordtransvaal gefahren.

Muthill war Farmer, das heißt eigentlich nur nebenamtlich, im Hauptberuf war er Löwenjäger, einer der besten und berühmtesten des Landes. Ich hatte im Studio der South-African-Film-Co. in Johannesburg von ihm gehört. Er hatte die Jagdaufnahmen zu „King-Salomon-Mines“ geleitet. Muthill hatte dem Kameramann garantiert, daß er den Löwen im Ansprung tödlich treffen würde. Tatsächlich hatten sie auch das unerhörte Glück gehabt — vom filmischen Standpunkt —, daß ein Löwe sie angriff. Verabredungsgemäß wartete Muthill mit dem Schuß bis zur letzten Sekunde. Aber die unerhörte Szene blieb ungedreht. Den Kameramann hatte angesichts des anspringenden Raubtiers im letzten Augenblick der Mut verlassen. Als der Jäger sich nach dem glücklichen Schuß nach seinem Gefährten umwandte, erblickte er nur den verlassenen Apparat.

Als ich diese Geschichte hörte, war mein Entschluß gefaßt. Ich brachte es jetzt nicht fertig, „meinen Reisekamerad“ in meine letzten Absichten einzuweißen; so behielt ich die



Geschichte, die ich im Johannesburger Studio gehört, noch für mich.

Muthills Farm war eine der einsamsten und verlassensten, die ich je in Leben in irgendeinem Lande getroffen. Mrs. Muthill, eine hagere und vergrämte, wenig sympathische Frau, machte auch, kaum daß wir sie begrüßt, kein Hehl daraus, wie entsetzlich ihr die Einsamkeit war, und wie sie sich nach der Stadt oder zum mindesten nach einer belebteren Gegend sehnte.

Wir trafen nur Mrs. Muthill an, obgleich wir uns angesagt hatten. Ihr Mann war noch nicht von seinem letzten Jagdzug zurück. Wir konnten auch nicht, wie wir erwarteten, auf der Farm wohnen, da gerade die Eltern der Hausfrau zu Besuch waren.

Alles schien sich recht unglücklich zu treffen, aber ich wollte die weite, umständliche Reise nicht umsonst gemacht haben, und so schlugen wir einstweilen unsere Zelte am Krokodilfluß auf, eine halbe Stunde von der Farm entfernt. Mrs. Muthill war entsetzt darüber und prophezeite uns, die Leoparden würden uns in der ersten Nacht holen, und als meine Frau sie einmal allein mit den Kindern besuchte, noch dazu ohne eine Waffe mitzubringen, fiel sie beinahe in Ohnmacht. Sie selbst ging keine hundert Schritte über den nächsten Umkreis des Farmhauses hinaus, seit sie einmal mit dem Kinderwagen ihres Jüngsten ein Löwenpaar unter der nächsten Baumgruppe getroffen hatte.

Es gehört wenig Phantasie dazu, sich auszumalen, wie unglücklich die Ehe zweier so ungleicher Menschen sein mußte, aber ich war trotzdem erschüttert, als der Jäger zurückkam. Zufällig waren wir auf der Farm, als er mit seinem Planwagen eintraf. Er hatte eine Löwin geschossen und brachte ihr Junges mit. Als das sechsjährige Söhnchen des Far-

mers den jungen Löwen erblickte, rannte es schreiend zurück und klammerte sich heulend an den Rock seiner Mutter. Ralph aber sprang begeistert auf das Löwenjunge zu, haschte es und ließ sich auch nicht abschrecken, als er einen bösen Kraker erwischte.

Der Jäger stand ganz verdußt. Er kam ja nie aus seiner Einsamkeit heraus, und vielleicht hatte er bisher geglaubt, alle Kinder müßten so sein wie sein eigener von der Mutter zum Feigling erzogener Sohn. Der Mann tat mir unendlich leid, denn es war ihm deutlich anzumerken, wie grenzenlos seine Enttäuschung war. Er ging vorsichtig auf Ralph zu, legte ihm die Hand auf das blonde Haar und sagte immer wieder: „Du bist aber ein Kerl!“, bis ihn seine Frau mit bösen Worten anfuhr.

Es war sehr unerquicklich auf der Farm, und ich war froh, als wir weglamen. Der Farmer hatte seinen Schwiegervater bestimmen wollen, mit von der Partie zu sein, und der alte Mr. Trims schien nicht übel Lust zu haben, mitzuhalten, aber vor Frau und Tochter traute er sich augenscheinlich nicht, mit auf Raubtierjagd zu gehen. Es konnte übrigens ein Blinder merken, daß die Frau des Hauses ihre Eltern hatte kommen lassen, um einen letzten Generalsturm auf ihren Gatten zu laufen, diesen Besitz in der Wildnis aufzugeben und gegen eine Farm in einer an Menschen reicheren, dafür aber an Raubzeug ärmeren Gegend einzutauschen. Muthill dagegen versuchte, seinem Schwiegervater Geschmack an der Löwenjagd beizubringen und ihn dadurch auf seine Seite herüberzuziehen. Augenscheinlich war unser Familienjagdzug ein Trumpf in seinem Spiel. Er bestürmte mich in gleicher Weise, Frau und Kinder mitzunehmen, wie seine Frau davon abriet; das heißt „bestürmen“ war bei ihm nicht das richtige Wort, denn der Mann war die Ruhe

selbst, und durch diese Ruhe gab er einem das Gefühl völliger Sicherheit. Wir beide verstanden uns jedenfalls ohne viele Worte. Er erfaßte sofort, was ich wollte. „Be sure“, sagte er mir, „I will break his bone“. Ich würde meine Großaufnahme eines gereizten Löwen bekommen.

## 16. Mit dem Planwagen in den Busch.

Lager am Mrua.

Nach dreitägigem Marsch erreichten wir unser erstes Standlager. Wir — nun das waren Muthill, mein Reisekamerad und die Kinder. Die Kinder waren natürlich mitgekommen. Als Mrs. Muthill versuchte, uns graulich vor den Gefahren der Wildnis zu machen, hatten wir sehr ernsthaft erwogen, ob ich nicht vielleicht doch lieber allein... Aber eigentlich war es von vornherein eine durchaus theoretische Diskussion; denn im Grunde waren wir beide einer Meinung und fest entschlossen, uns nicht voneinander und nicht von den Kindern zu trennen. Und dann: wir hatten die Diamantfelder zusammen bestanden. Schlimmer konnte es nicht kommen. Aber es war beruhigend, sich gegenseitig zu versichern, es sei nichts dabei und wir könnten es ruhig wagen.

So saßen wir denn jetzt zusammen am Ufer des Mrua, das heißt unsere Zelte standen einige hundert Schritt von der Uferböschung entfernt. Muthill hatte es so vorgeschlagen. Ich verstand eigentlich nicht recht, warum, aber ich überließ mich in allem seinem Rat, ohne viel zu fragen. Schließlich hatte er seinen zweihundertsten Löwen hinter sich. Dazu hatte er eine angenehme, unaufdringliche Art. Auch jetzt hatte er sich schon in sein Zelt zurückgezogen. Die Kinder schliefen. Wir hockten allein am Feuer.



Viele Nächte habe ich am Feuer gefessen, in Steppe, Wüste und Wald. Einsame Nächte, in denen die Seele über ihre Grenzen tritt und eins wird mit dem Dunkel da draußen. Und das „Dunkel“ ist doch nur ein einziges lohnendes Licht, in dem alles groß und klar und rein ist, ein gerader heller Weg, eine Straße zu Gott.

Nun erlebten wir gemeinsam das Wunder der Nacht in der Wildnis. Das Feuer nagte an einem glatten, harten Stamm. Es lief die Rinde entlang, umrandete sie mit roten Linien, setzte kleine Flämmchen auf, die sekundenlang blaß und unwirklich über dem Holze standen, um gleich wieder zu verlöschen. Eisenhart war das Holz, aber die Flamme ließ nicht nach, bis sie sich hineingefressen hatte und plötzlich mit hellem, heißem Schein aus dem Stamm hervorbrach.

Gemeinsam hatten wir in die Glut geblickt, gemeinsam wandten wir unsere Augen von der aufschießenden, blendenden Lohe ab. Unsere Gedanken waren den gleichen Weg gewandert. Ein Schakal schrie. Wir fanden in die Wirklichkeit zurück.

„Ob Mrs. Muthill nicht ihren Mann verstehen lernte,“ sagte „mein Kamerad“ unvermittelt, „wenn sie sich nur einmal entschließen könnte, mit ihm zu ziehen und einmal eine solche Nacht mit erleben würde?“

Ich schüttelte den Kopf: „Frau Muthill würde gar nicht hier im Freien sitzen, sondern dort im Zelt liegen und bebern vor Angst und so auf ihren Mann schimpfen, daß gar kein anderer Gedanke in ihr Platz hätte!“

Mein Kamerad sah auf: „Arme Frau!“

„Vielleicht sagt sie das gerade von dir!“

Wir sahen uns in die Augen und sahen beide in ein frohes, stolzes Lachen.

„Nun mußt du aber bald deinen Löwen haben. Ich

mache mir Vorwürfe, daß du ihn noch nicht hast. Ich habe nicht stark genug darum gebetet."

Ohne daß wir viel davon sprachen, stand der Löwe im Mittelpunkt von unser aller Denken. Es gab hier Wild die Fülle, viel zu schießen und zu filmen. Wir hatten schon Gnuß getroffen und Kappantilopen und Gazellen und Kongonis. Aber wir schossen nur, was wir unbedingt zum Leben brauchten, und gefilmt hatte ich überhaupt noch nichts. Ich hatte ein Gefühl, als sei jede andere Aufnahme als die des Königs der Tiere sinnlos, das heißt im Grunde dachte ich überhaupt nicht ans Filmen. Ich genoß das Glück, jeden Tag vom Morgen bis zum Abend ein Pferd zwischen den Schenkeln zu haben und ein Gewehr in der Hand und in das Abenteuer zu reiten, das an der Grenze steht von Leben und Tod.

Und dann die grenzenlose Einsamkeit, die uns umsing, in der wir ganz allein standen, ausschließlich auf uns angewiesen. Sie läßt die Familie zu einer Einheit werden, wie es unter den Lebensbedingungen der heutigen Zivilisation nicht mehr möglich ist. Man muß wirklich einmal „an das Ende der Welt“ fliehen, in die „äußerste Wildnis“, um die Urtiefen des Begriffs Familie zu erfassen. Wir haben es alle erfaßt. Selbst Ralph begriff damals mit seinen drei Jahren, daß „wir vier“ eins ist und die ganze übrige Welt ein anderes.

So gab es jeden Morgen einen schweren, süßen Abschied und jeden Spätnachmittag ein Wiedersehen von berausgender Freude. Dazwischen lagen zwölf Stunden im Sattel. Zwölf Stunden Anstrengung, Aufregung und Erwartung der Gefahren, nur Erwartung; denn wir waren immer noch nicht auf Löwen gestoßen.

Kamen wir zurück, so waren uns die Meinen schon meist

entgegengegangen. Dann durften die Kinder auf den Pferden zurückreiten; wir beide hatten uns unendlich viel zu erzählen, obgleich eigentlich ein Tag verlief wie der andere. Und dann hatten wir den langen Abend für uns und die lange Nacht.

## 17. Erste Begegnung mit Löwen.

Lager am Mrua.

Seit einer Weile ging Chilly mit der Nase dicht auf der Erde und die Leine straff gespannt, die Mac in Händen hielt. Chilly war einer der besten Löwenhunde Muthills, ein blondlockiger, unscheinbarer kleiner Bastard, aber wenn sie einen Löwen sichtete, heftete sie sich an seine Sohlen, umkreiste ihn, umkläffte ihn, versuchte ihn in den Schwanz zu beißen und machte den König der Tiere dadurch so ärgerlich und hielt ihn so lange auf, bis ihr Herr heran war und zum Schuß kam.

Chilly hatte eigentlich nur noch drei Pfoten, die vordere rechte hatte ihr der Tathenrieb eines Löwen einmal beinahe abgetrennt. Auf dem Rücken trug sie die Male, die ihr ein Leopard beigebracht. Aber auch alle übrigen Hunde zeigten die Narben früherer Kämpfe.

Plötzlich hielt der Hund. Der Boden, bisher von der Sonne hart wie Lehm gebrannt, war hier feucht von versickerndem Naß. In der Nähe mußte ein Wasserloch sein. Zahlreiche Fährten kreuzten sich hier, und mitten unter ihnen klar und deutlich erkennbar der Abdruck eines Löwen.

Wir stiegen ab, um das Alter der Fährte zu untersuchen. Lange prüfte Muthill, aber dann rief er doch Mac. Er war im Lande geboren, als Jäger aufgewachsen, hatte seinen zweihundertsten Löwen hinter sich, und doch zog er in



schweren Fällen den untrüglichen Instinkt des Eingeborenen zu Rate, der seit Jahrhunderten und Jahrhunderten dazu erzogen ist, Art und Alter einer Fährte zu erkennen.

Die Fährte sah aus, als sei das große Raubtier eben erst hier vorbeigekommen, allein Mac schüttelte nach kurzer Prüfung den Kopf: „Gestern.“ Der feuchte Boden hatte den Abdruck vierundzwanzig Stunden klar bewahrt.

Es war also wieder nichts. Wir saßen auf und ritten schweigend weiter. Busch, Busch, Busch, mitunter so licht, daß wir bequem hindurch konnten, und dann wieder so dicht, daß uns die Dornen das Khakihemd in Fetzen rissen und blutige Schrammen über Gesicht und Arme zogen, wenn wir nicht sehr achtgaben.

Plötzlich hielt Mac und wies mit dem Arm nach links. Eine Schar Vögel kreiste in niedriger Höhe über den Bäumen: Geier. Wo Geier kreisen, ist im allgemeinen der Löwe nicht weit.

Wir änderten die Richtung. Es ging einen steilen Hang hinunter, durch ein trockenes Flußbett und auf der andern Seite wieder hoch. Es ging durch Gras, Dorn und Schilf. Die wenigen langweiligen Kameldornbäume hörten auf, und schöne, alte, hohe Laubbäume traten an ihre Stelle. Der Boden wurde feucht. Zwischen Felsplatten und Blöcken wehten Fächerpalmen. Die Geier waren jetzt dicht über uns. Allein kein von Löwen gerissenes Stück Wild lag in der Nähe. Da entdeckten wir hoch oben in den Bäumen den Horst. Wir hatten uns täuschen lassen.

Aber am Nachmittag, als wir schon umkehren wollten, wurde es doch Wahrheit. Die Fährte, die wir jetzt trafen, war frisch, höchstens einige Stunden alt. Die Hunde knurrten und zerrten an der Leine. Um den Kinoapparat besser handhaben zu können, hatte ich mein Gewehr einem der ein-

geborenen Jäger gegeben. Muthill wandte sich zu mir: „Hängen Sie es lieber um!“

Shilly riß Mac hinter sich her. Menschen und Hunde zitterten vor verhaltener Erregung. Nur die Pferde blieben ruhig. Es waren gutgeschulte afrikanische Jagdponys, die mit Gemütsruhe das Gras fressen, das noch die Witterung des Löwen hat.

Mac hob ein Häufchen Sand auf und ließ es verwehen. Der Wind war uns günstig. Er wehte gerade auf uns zu.

Der Busch wurde dichter und dichter. Die Dornzweige schlugen uns ins Gesicht. Plötzlich entdeckten wir im Gebüsch vor uns einen Schakal. Er stand da und wartete, wartete auf den Anteil, den die Großen ihm von ihrem Mahle ließen. Und da sahen wir, sahen wir gleichzeitig mit dem Aufheulen der Hunde, die Löwen. Gleich drei auf einmal. Sie standen um ein gerissenes Gnu.

Wir waren von den Pferden herunter, ich weiß nicht wie. Aber der dichte Busch hinderte uns. Ehe wir noch zu Aufnahme oder Schuß kamen, waren die Löwen nach drei Richtungen davon.

Wir rannten dem Größten nach. Durch die Büsche sahen wir sein gelbes Fell leuchten. Ich hob die Kamera, mein Gefährte die Büchse, aber schon verdeckte der Busch wieder alles.

Wir rannten wie ums Leben. Die Kamera schien mir phantastisch schwer. Die Büchse schlug mir auf den Rücken. Wir rannten und rannten. Vor uns heulten die Hunde in ohnmächtiger Wut. Aber plötzlich wurde ihr Gebell und Gekläff von einem einzigen gewaltigen Dröhnen übertönt, ein Laut, wie ich ihn zum ersten Male in freier Natur hörte, von einer Gewalt, daß einem wohl im ersten Augenblick erschütterter der Atem stocken kann. Wenn der Löwe der

König der Tiere heißt, dann vielleicht noch mehr um dieses königlich starken und gewaltigen Tones willen als wegen seiner Erscheinung.

Muthill und ich waren beide gleich alt, gleich ausdauernd. Keiner wollte vor dem andern als der Schwächere erscheinen. Aber plötzlich konnten wir beide nicht mehr. Wir ließen uns zu Boden fallen. Eine Weile rangen wir nur nach Atem.

„Es war Unsinn,“ leuchtete Muthill, „wir hätten noch nicht von den Pferden herunter sollen, aber ich glaubte, ich käme schon zu Schuß. Wenn der Busch nicht so dicht gewesen wäre!“

Mit heraushängender Zunge und jagenden Flanken kamen die Hunde einer nach dem andern zurück. „Wir hätten Jackson mitnehmen sollen,“ meinte Muthill, „Jackson hätte uns den Löwen gestellt.“

Jackson ist der Veteran von Muthills Hunden. Er hat nur noch ein Auge und über den Rippen eine schwere, noch nicht ganz vernarbte Wunde. Jackson sollte eigentlich geschont werden, aber wir würden doch nicht ohne ihn auskommen.

Langsam gingen wir zurück und wunderten uns, wie weit wir gelaufen waren. Da standen unsere Pferde, ruhig äsend, genau auf dem Fleck, auf dem wir sie verlassen. Und nicht weit davon lag das Gnu. Die Löwen hatten schon tüchtig daran gearbeitet. Was sie übriggelassen, wurde ehrlich zwischen den Eingeborenen und den Hunden geteilt. Wir selbst schnitten uns die Zunge heraus. Dann holte mein Gefährte zwei Beutel mit gemahlenern Kaffeebohnen und Zucker aus seiner Satteltasche für den unvermeidlichen Kaffee. Es waren Goldbeutel der Standard-Bank. „Aus besseren Zeiten“, meinte er lächelnd.



Als wir beim dampfenden Kaffee saßen, meinte Muthill: „Es ist gut, wenn man dem Löwen nachrennt. Man hat dann keine Zeit, darüber nachzudenken, daß es ebensogut anders gehen kann.“ Ich sagte: „Ja, ja“, aber den Sinn der Worte verstand ich erst später.

### 18. Muthill erzählt.

Lager am Mrua.

Ich will lieber noch eine Laterne über die Pferde in die „Bäume hängen“, sagte Muthill, ehe wir schlafen gingen.

Die Pferde standen geschützt zwischen Wagen, Zelten und dem Lager der eingeborenen Jäger und Boys, die die ganze Nacht hindurch große Feuer unterhielten. Allein das Geheul der Raubtiere war Nacht für Nacht stärker geworden, und an Feuer am Boden gewöhnen sich die Löwen mit der Zeit. Ein Licht in den Bäumen aber ist ihnen fremd und schreckt sie ab.

Wir lagen wach im Zelt. Es war wohl weniger das Heulen der Hyänen und Bellen der Schakale, das uns munter hielt, als der Husten Ralphs. Immer wieder hörten wir die schweren Anfälle; wir fühlten förmlich, obgleich wir ja nichts sahen, wie sie den ganzen kleinen Körper erschütterten.

Ob wir umkehren? ... Es war kein leichter Entschluß; denn noch immer hatten wir keinen Löwen. Seit unserm Zusammentreffen mit den ersten dreien waren wir auf keinen mehr gestoßen. Dabei mußten sie doch da sein ... massenhaft. Wir hörten sie jede Nacht.

Da war es wieder ... hörst du? ... das zornige Grollen. Das mußte ganz nah am Lager sein. Wo steckten die

Bestien denn unter Tags? Ich schlief beinahe schon wieder, ehe noch das dumpfe Brüllen verklungen, in das sich das röchelnde Husten Ralphs mischte. Ich war heute zwölf Stunden im Sattel gewesen, und all die vorhergehenden Tage nicht weniger. Da konnten nachts die Löwen schon gehörig brüllen, ehe man aufwachte, zumal sich ihr Ruf organisch meinem Traum einfügte. Ich jagte Tag und Nacht. Wenn die Jagd des Tages endete, setzte alsbald die des Traumes ein.

Wenn wir mit sinkender Sonne oder auch erst in tiefer Dunkelheit zurückkehrten, so hatte mein Reiselamerad schon alles gerichtet, und das Essen stand für uns bereit. Meist ging sie uns mit den Kindern über den Fluß entgegen und erwartete uns dort. Fluß war eigentlich zuviel gesagt, es war das übliche, um diese Zeit trockene Rivier, aber an einigen Stellen bestand das Flußbett statt des Sandes aus Fels und Lehm — eine von Stechpalmen umgebene, herrliche natürliche Badewanne. Bis jetzt hatte mein Kamerad da auch täglich mit den Kindern gebadet. Doch als wir heute zurückkamen, hatten wir direkt am Badeplatz eine frische Leopardenspur entdeckt.

Wir waren schon zu lange in Afrika — ganz abgesehen von unsern Erfahrungen mit Raubzeug in andern Erdtheilen —, um nicht bereits eine andere Meinung über die großen Katzen zu haben als die in Europa verbreitete. Dort hält man ja auf Grund der vielen Dressuren und Großwildaufnahmen die Raubtiere für eine zwar größere, aber im übrigen kaum gefährlichere Abart ihrer kleinen, Haustiere gewordenen Katzenverwandten. Die Ziffer der vielen Toten und Verwundeten — auch Europäer —, die auch heute noch alljährlich auf das Konto von Löwen und Leoparden zu setzen sind, dringt ja nicht bis zu uns.



Im rollenden Haus unterwegs.





Jugend gehört zu Jugend.



Wie viele Mädchen haben einen so netten Spielfkameraden?  
Renate mit ihrem jungen Löwen.

Muthill versäumte an keinem Abend, sich selbst zu überzeugen, ob die Feuer um unser Lager richtig brannten. Er war ein schweigsamer Mann, dem nichts ferner lag als Aufschneiden, und es hatte lange gedauert, ehe er von früheren Jagdabenteuern erzählte. Heute erst hatten wir sein Schweigen gebrochen, und nur ein Zufall hatte ihn zum Reden gebracht.

Jackson und Johnson waren einander in die Haare geraten. Die beiden waren Muthills beste und stärkste Hunde, Abkömmlinge der Bluthunde, welche die alten Holländer am Kap zum Einfangen entlaufener Sklaven benutzten. Johnson und Jackson rauchten oft miteinander, aber heute war es so böse, daß wir für ihr Leben fürchteten. Sie hatten sich derart ineinander verbissen, daß wir sie kaum auseinander brachten. Muthill riß den einen am Halsband, ich den andern, wobei wir wie wild auf sie einschlugen. Der Kampf kostete Jackson beinahe sein letztes Auge — das andere hatte er bei einer Löwenjagd verloren —, und Muthill wurde ganz blaß, als er dem Tier die Wunde auswusch.

„Ich zittere auf jeder Jagd um sein Leben,“ erwiderte er, als ich ihn nach dem Grund fragte. „Jackson ist mein Freund. Er hat mir mehr als einmal das Leben gerettet.“ Als wir dann um das abendliche Lagerfeuer saßen, das einen rötlichen Lichtkreis in die Dunkelheit fraß, begann er auf unser Drängen zu erzählen. Nicht von sich — Gott bewahre — von seinen Erlebnissen hörten wir erst viel später, aber doch von dem einen oder andern Abenteuer, das dem und jenem seiner Freunde und Kameraden mit Raubwild zugestoßen.

„Biljunson“, erzählte er, „war mit einem Maultiertransport in die Dunkelheit gekommen. Er war seinen Leuten und Tieren weit vorausgeritten, als er auf ein Löwen-

paar stieß. Ehe er noch die Büchse anlegen konnte, hatte der männliche Löwe zum Sprung angesezt und ihn vom Pferd gerissen. Das Raubtier hatte ihn an der Schulter gepackt und schleppte ihn über das Gras. Er trug große Radsporen und schlug sie in den Boden, um den Löwen aufzuhalten, aber die große Kaze spürte das gar nicht.

Der Tod schien ihm gewiß, so kam ihm der Gedanke, sein Leben so teuer wie möglich zu verkaufen. Mit der Linken langte er von hinten her nach dem Messer, das er auf der rechten Hüfte trug. Es gelang ihm, es zu fassen. Er holte aus und stieß es dem Löwen zweimal in die Kehle. Er hat später erzählt, daß nichts im Leben je dem erlösenden Glücksgefühl gleichgekommen wäre, das ihn erfüllte, als das heiße Blut des Raubtiers ihn überströmte.“

### 19. Die Löwin.

Vier Wochen waren wir jetzt fort. Noch immer kein Löwe. Sie waren da, massenhaft — fast täglich trafen wir auf frische Spuren — und Nacht für Nacht weckte uns ihr lautes, zorniges Brüllen, aber sie schienen unsichtbar geworden.

Meine Zeit fing an knapp zu werden. Immer stärker beschränkte ich die Zeitspanne für die Reise nach Portugiesisch-Ost, doch schließlich ging's nicht mehr. Wollte ich nicht den Elefantenjäger versäumen, mit dem ich mich verabredet hatte, dann mußte ich abreisen. Der unwiderruflich letzte Tag war abgelaufen.

Wir hatten geglaubt, wir könnten es noch erzwingen, vor Tau und Tag waren wir aufgebrochen und geritten und geritten, bis wir schließlich doch erfolglos umkehren mußten.

Am nächsten Morgen brachen wir das Lager am Mrua



ab. Es war ein etwas gedrückter Heimmarsch. Wir suchten uns zwar gegenseitig zu trösten, daß es eine sehr schöne interessante Zeit gewesen, doch im Grunde kam keiner darüber hinweg, daß wir ohne Löwen zurück mußten.

Am letzten Marschtag, als der Krokodilfluß schon beinahe in Sicht war, machten Muthill und ich noch einen Abstecher, während der Planwagen dem geraden Weg folgte. Nicht, daß ich noch irgendeine Hoffnung gehabt hätte, vor Toresschluß doch noch einen Löwen zu bekommen, es war mehr die Freude an einem letzten langen Ritt durch den Busch. Ich hing nicht einmal ein Gewehr um, sondern ließ es den Boy nachtragen.

Es war ein gemächlicher Ritt. Das Land fiel gegen den Krokodilfluß ab, und wenn der Busch sich lichtete, hatte man einen freien, weiten Blick bis zu fernen, blauen Bergen. Auch die Hunde nahmen die Sache nicht ernst. Sie strolchten umher und jagten alles mögliche Wild, was sie sonst als gutgezogene Löwenhunde, die nur die Raubtierfährte annehmen, nicht zu tun pflegten.

Als wir ein steiles Rivier passierten, hörten wir Chilly, die einmal wieder weit weg war, Laut geben. „Sie wird ein Warzenschwein jagen“, meinte Muthill gleichgültig. Aber da schlug der Hund noch einmal an, so scharf und heulend, daß mein Begleiter die Zügel anzog und den Kopf hob. Von hinten konnte ich ihm ansehen, daß das „Löwen“ bedeutete.

Ich lenkte mein Pferd an seine Seite. Wir verständigten uns ohne viel Worte. Chilly war weit voraus in unserer linken Flanke. Augenscheinlich trieb sie den Löwen. Wenn wir Glück hatten, mußte er uns über den Weg laufen. Wir prüften nur rasch den Wind und trieben unsere Pferde an. Unsere Boys mit meinem Gewehr waren zurückgeblieben. Wir hatten keine Zeit, auf sie zu warten.

Noch einmal hörten wir Shilly laut geben, ein kurzes, schauerliches Aufheulen. Es war nicht mehr weit vor uns. Wir setzten unsere Pferde in Galopp.

Dann ging alles so rasch wie ein sich überstürzendes Traumbild. Muthill parierte und war so blitzschnell vom Pferd herunter, daß es aussah wie ein Sturz. Instinktiv folgte ich ihm, und wie sein Schuß schon knallte, sah ich erst ein großes gelbes Etwas etwa hundert Meter vor uns durch die Büsche setzen, im rechten Winkel zu uns, wie auf dem Schießstand.

Aber nun rannte ich ohne Besinnen los, den Hunden nach, die wie irrsinnig vor Wut und Aufregung vorgestürzt waren. Ich wollte ein Bild des lebenden Löwen, nicht des toten. Muthill und ich hatten verabredet, daß er nach Möglichkeit den Löwen nur ein Bein zerschießt, damit ich Gelegenheit zu einer Großaufnahme hätte. Allein die Zeit war so kurz gewesen und die Entfernung so groß, daß selbst ein Meisterschütze wie Muthill einen solchen Schuß nicht wagen konnte.

Es handelte sich um Sekunden, und ich lief, was ich konnte. Ich kam gerade noch an, wie sich die Löwin ... es war ein weibliches Tier ... noch einmal aufrichtete. Aus ihrer Brust drang ein so gewaltiges, zorniges, drohendes Brüllen, daß ich in vollem Lauf stockte und erst näher lief, als das Brüllen wie ein scheues Röcheln verklang. Aber da waren auch schon die Hunde von allen Seiten über dem sterbenden Tier und gaben ihm den Rest.

Nach einer Weile kamen unsere schwarzen Jäger angelaufen. Wir sandten einen von ihnen mit der freudigen Botschaft zum Wagen, damit er auf uns wartete. Dann machten wir uns an das Ausweiden und Abhäuten. Da zeigte sich, daß die Löwin trächtig, ein winzig kleines Löwen-

embryo, gefleckt wie ein Leopard, schnitten wir aus der Gebärmutter heraus. Muthill und mir tat der Schuß leid.

Im Grunde war es ja auch überhaupt nicht das gewesen, was ich erhofft hatte. Den Löwen im Ausprung hatte ich nicht erwischt. In der ersten Freude, überhaupt noch einen Löwen zu treffen, hatte ich mir über die Magerkeit der Bilder keine Rechenschaft gegeben, aber wie wir jetzt zum Wagen zurücktritten, wurde ich immer nachdenklicher. Sollte ich nicht am Ende doch die Elefanten zunächst aufgeben und hier aushalten, bis ich die ersehnten Aufnahmen hatte? Wenn überhaupt ein Jäger in ganz Afrika sie mir verschaffen konnte, so war es Muthill.

Aus diesen Gedanken wurde ich jäh herausgerissen, als wir beim Wagen anlangten. Da herrschte große Aufregung, nicht um des erlegten Löwen willen; nein, noch viel aufregender. Auch die Meinen hatten den Löwen gesehen! Kurz vor dem Planwagen hatte er ihren Weg gekreuzt. Renate konnte kaum reden vor Aufregung und versicherte immer wieder, von jetzt ab würde sie keinen Augenblick mehr ihr Gewehr aus der Hand lassen. Das sollte ihr nicht noch einmal passieren, daß ein solcher Glückszufall sie unbewaffnet traf! Mir aber kamen andere Gedanken. Vielleicht war es doch gut, daß wir gingen.

In Muthills Haus, wo wir übrigens noch einen letzten ungewöhnlich gemüthlichen Abend erlebten, traf noch einmal die Versuchung an mich heran. Muthill erklärte mir, er wollte sofort noch einmal losziehen. Die Schande, in vier Wochen nur einen Löwen erlegt zu haben, wollte er nicht auf sich sitzen lassen. Er wollte den Wagen zu Hause lassen und nur zwei Packtiere mit Proviant und einem leichten Zelt mitnehmen. „Wenn wir so beweglich sind, können wir den Löwen ganz anders auf der Spur bleiben, Doktor!“



In seinen Worten lag schon der Gedanke, daß ich wieder mitkäme und Frau und Kinder solange auf der Farm lassen sollte. Ich weiß nicht, warum ich zögerte zuzustimmen. Ich fühlte, daß sich mir da etwas bot wie auf der ganzen Reise nicht wieder. Elefanten könnte ich schließlich immer noch bekommen.

Aber da kam mir Mr. Trimm zuvor: „Also, wenn der Doktor nicht will, dann komme ich diesmal mit!“ Muthill schlug seinem Schwiegervater begeistert auf die Schulter, und man merkte ihm an, daß ihm diese Lösung noch viel lieber war.

Noch einmal hörten wir von Muthill. Mit dem präparierten Fell des Löwen, das er uns verabredungsgemäß nach Beira an die Agentur der „Woermann-Linie“ schickte, erreichte uns ein Brief. Es war ein sonderbares Schreiben: „Als Sie weg waren, Doktor, fiel mir das größte Glück meines Lebens zu. Ich traf und schoß den Schwarzmähnenlöwen, hinter dem ich seit achtundzwanzig Jahren her bin. Aber die Freude darüber währte nur kurz. Am nächsten Tag fiel uns ein Leopard an. Ich schoß ihn auf der Schulter meines Schwiegervaters. Aber es war zu spät. Er hatte schon seinen Kopf zerfleischt. Ich konnte ihn nur noch als Leiche nach Hause bringen. Abriqens muß es derselbe Leopard gewesen sein, dessen Spur wir am Badeplatz ihrer Familie fanden; denn es war ganz in der Nähe unseres alten Lagers.“

## 20. Wir gehen auf Elefantenjagd.

Die Schatten rutschten unter unseren Füßen, als wir aus dem Abteil kletterten. Die lange Linie des Zuges, der im übrigen nur aus Güterwagen bestand, warf nicht den

schmalsten Streifen. Senkrecht troff die Hitze an ihnen herunter. Der indische Stationsbeamte mit einem Kopf und einem Körper wie ein brauner Apoll schielte vorsichtig zu uns herüber. Er war viel zu wohlgezogen, um durch mehr als einen raschen Blick sein Erstaunen über diese weiße Familie zu zeigen, die der Zug nach Chiromo brachte.

Chiromo ist Ende der Welt — ein gottverlassener Haltepunkt an der Schiré-Bahn, die vom Zambesi durch das britische Nyassaland führt und sich vergeblich bemüht, den See gleichen Namens zu erreichen. Wir wären auch nie hierhergekommen, hätte uns nicht der Elefantenjäger, mit dem wir in Portugiesisch-Ostafrika jagen wollten, diesen Ort als Treffpunkt vorgeschlagen, telegraphisch im letzten Augenblick, als seine Safari schon aufgebrochen, so daß uns nichts anderes übrig blieb, als dorthin zu fahren.

Wir hatten uns geeilt, um pünktlich zur Stelle zu sein. Es hatte uns allen leid getan, Muthill zu verlassen. Wer weiß, was für interessante Abenteuer wir noch mit ihm erlebt hätten. Nun waren wir also hier, aber der Elefantenjäger noch nicht.

Chiromo hat natürlich weder Hotel noch Rasthaus. Es besteht lediglich aus dem Stationsgebäude, einigen „Dukas“, d. h. Kramläden indischer Händler, und Eingeborenenhütten. Doch wozu hatten wir unsere Zelte! Wir brauchten nichts als einen Fleck Erde, unser Heim aufzuschlagen. Aber — so merkwürdig es klingt — gerade das gab es anscheinend nicht. In ganz Chiromo gab es nicht einmal so viel Platz, um zwei Zelte aufzustellen, wo doch sonst in Afrika, mag es gegenüber andern Erdteilen noch so benachteiligt sein, an Platz wenigstens kein Mangel herrscht.

Der Zug war abgefahren. Unser Gepäck glühte auf einem hohen, wirren Haufen mitten auf dem Bahnsteig. Die

Meinen hockten unter der Blechveranda des Stationsgebäudes, und ich suchte einen leeren Fleck.

Chiromo liegt mitten in der Baumwolle. Die Felder kriechen von allen Seiten bis an den Bahndamm heran, kaum daß sie genügend Raum lassen für den Bahnhof und die Hütten der Eingeborenen. Die Baumwolle stand in voller Blüte: blau, gelb, rot, und dazwischen die reifen schneeweißen Ballen. Es sah sehr hübsch aus, aber was nützte mir das? Wir konnten uns doch nicht mitten in die Baumwolle setzen.

Die Lage war nicht angenehm. Wir waren müde, hungrig, und die Sonne brannte teuflisch. Über eine Stunde war ich umhergelaufen, ehe ich schließlich doch noch einen Platz fand. Ein gut Stück oberhalb des Ortes wichen die Baumwollfelder ein paar alten Bäumen, die direkt am Bahndamm standen. Unter diesen konnten wir unsere Zelte aufschlagen.

Als ich zum Bahnhof zurückkam, war er schwarz von Menschen, buchstäblich schwarz. Später erfuhr ich, daß hier noch nie eine weiße Frau gewesen war, geschweige denn weiße Kinder. So war die Sensation verständlich, die wir erregten.

In meinem verzweifelten Wunsch, bald unter Dach zu kommen, bahnte ich mir rücksichtslos einen Weg und griff mir aus dem Haufen ein Dutzend Kerle heraus, um unser Gepäck hinunterzutragen. Das ging nicht anders, als daß ich einen nach dem andern an der Schulter packte und zu einem Koffer oder einem Sack hinführte. „Das trägst du, du das, du das!“ Es gab Achzen und Stöhnen. Der Neger reißt sich durchaus nicht darum, die Sachen des weißen Mannes zu tragen. Aber ich ließ nicht nach. Der Stationsvorsteher half mir, und so konnten wir wenigstens unser Lager aufschlagen.



Ein paar Tage später traf der Elefantenjäger ein, und alles wäre in Ordnung gewesen, wenn wir nur Träger für unsere Safari hätten bekommen können. Britisch-Nyassaland ist das Land der Missionen und der Baumwolle, und beide haben die Eingeborenen für den Trägerdienst verdorben. Die Missionare bringen ihnen Lesen und Schreiben und das Gefühl der Gleichberechtigung mit dem weißen Manne bei, und an der Baumwolle verdienen sie soviel, daß sie es wirklich nicht nötig haben, Lasten zu schleppen. Boys, das heißt Diener, die mehr oder weniger Arbeit makelierend unsern Hausstand vermehrten, die hätten wir genug bekommen, und auf Elefantenjagd wären sie auch gerne mitgegangen, aber tragen, nein, tragen wollte keiner.

An der leidigen Trägerfrage, die heute in ganz Afrika das Reisen so erschwert, drohte unsere ganze Expedition zu scheitern. Schließlich bekamen wir doch welche, und zwar auf sehr gelungene Weise! Unweit von Chiromo hatte ein Perser, Hyat Khan, eine Plantage. Durch den indischen Stationsvorsteher lernten wir ihn kennen. Von meiner Reise durch Innerasien her konnte ich noch ein paar Brocken Persisch. Das rührte ihn tief. Mehr noch, daß meine Frau die seinigen — er hatte eine junge und eine alte — in ihrem Harem besuchte. So lieb er mir einige seiner Arbeiter als Träger. Allerdings mußten wir versprechen, sie ihm nach einigen Tagen zurückzuschicken. Aber waren wir nur erst ein paar Tagereisen weit im Busch, war es ja leichter, Träger anzuwerben.

Endlich konnten wir aufbrechen. Es war ein großer Augenblick, als wir über den Ruo setzten, der das britische Gebiet vom portugiesischen trennt. Das Übersetzen war nicht einfach. Etwa zwanzigmal mußten unsere Leute mit dem kleinen Boote hin- und herfahren, bis alle unsere Sachen

hinüber waren. Auf der einen Seite leitete meine Frau das Einladen, auf der andern ich das Ausladen. Es kam auch alles richtig hinüber. Nur als wir unsere Leute überzählten, stellte sich heraus, daß sich ein Drittel verdrückt hatte.

Ich wollte nicht nachgeben. Wenn wir unser Gepäck noch weiter einschränkten und auf eine oder zwei Traghängematten verzichteten, mochte es schließlich gehen. Aber da mußte Renate erbrechen. Wir maßen sie. Das Thermometer zeigte 39,6. Malaria? Ruhr? Dysenterie? Das ließ sich so rasch nicht feststellen. Jedenfalls konnten wir sie in diesem Zustand nicht mitnehmen. Ich wollte die ganze Expedition aufgeben, doch mein Kamerad protestierte. Elefanten müssen wir für den Film haben. Wer weiß, wann wir wieder eine so gute Gelegenheit finden. So kehrte sie mit den Kindern wieder nach Chiromo zurück. Schweren Herzens zog ich allein dem Elefantenjäger nach, der bereits voranmarschiert war.

## 21. Auf Safari.

Lager am Misugue.

Am Nachmittag des dritten Marschtages kamen wir auf eine besonders große und gutgehaltene Schamba. Zwischen den Stümpfen der Urwaldriesen, die die Neger nicht ausroden, sondern ruhig stehen lassen, war Mais und Hirse gepflanzt. Am Rande der Pflanzung standen Wachttürme, von denen aus Schnüre zu zahlreichen Lärmtrommeln führten, die die freßlustigen Vögel von der jungen Saat fernhalten sollten. Im Hintergrund erhoben sich große spitze Strohdächer, von Papayabäumen umgeben, die schwer von Früchten hingen. Das sah alles nach einem großen, reichen Dorfe aus, und wir beschloßen, hier einstweilen unser Stand-

quartier aufzuschlagen, um die Grundlagen unseres Jagdzuges auszuarbeiten.

Man kann gegen die Portugiesen als Kolonisatoren manches einwenden, aber im allgemeinen haben sie es verstanden, die Schwarzen in guter Ordnung zu halten, und man ist im Innern ihrer Kolonie, wo die Desorganisation und Korruption der ganzen Verwaltung nie so in Erscheinung tritt wie in den Hauptplätzen und an der Küste, nicht schlecht aufgehoben. So wird beispielsweise streng darauf gehalten, daß jedes Dorf über eine besondere Hütte verfügt, die durchreisenden Weißen als Unterkunft zur Verfügung steht. Ich habe mit Eingeborenen-Behausungen schon in den verschiedensten Weltteilen meine Erfahrungen gemacht, und ich gestehe, daß ich das erste Mal nur unter äußerstem Mißtrauen in einer solchen Gasthütte nächtigte. Allein nichts war unberechtigter. Ausnahmslos waren sie sauber und reslos frei von Ungeziefer. Außer der Hütte ist noch eine offene, niedere Strohlaupe vorgesehen als kühler, schattiger Aufenthalt unter Tags.

Raum zeigte sich die Spitze unserer Safari am Dorfeingang, als ein Duzend Frauen sich daran machte, den Platz vor der Gasthütte zu fegen und alles zu unserm Empfang zu richten. Bald darauf erschien der Zumbo zur feierlichen Begrüßung. Allein es wäre verkehrt gewesen, gleich mit der Tür ins Haus zu fallen oder gar unsern Wunsch nach Trägern zu äußern; dann hätte es morgen im ganzen Dorf keine Männer mehr gegeben. Nein, erst mußten wir warm werden und uns anfreunden. Wesentlich dazu war, daß wir durch unsere Boys unsern Ruhm verkünden ließen, was für große berühmte Männer wir wären, wie freigebig, und vor allem wie gute Schützen.

Heute ist ja in Afrika mit Glasperlen und ähnlichen



schönen, für die Europäer so billigen Dingen nichts mehr zu machen. Ein so dunkles Afrika gibt es nirgends mehr. Im allgemeinen kennen die Eingeborenen den Wert des Geldes sehr genau. Hier im Portugiesischen wissen sie sogar, was Inflation ist, und gerade im Innern weigern sie sich, die entwerteten Papierefkudos anzunehmen. Sie wissen nämlich, wieviel ein Schilling und ein Penny des benachbarten Nyassalandes wert sind.

Zwei fast allgemein gute Tauschgegenstände sind Salz und Seife, und dann gibt es einen ganz großen — das, was früher Glasperlen waren — alte Kleider. Doch auf das Kapitel werde ich noch einmal besonders eingehen. Überall beliebt macht man sich jedoch mit Fleisch. Für Fleisch bringt man den Neger zu allem, sogar dazu, Lasten zu tragen. Es gibt eine ganze Reihe Berufsjäger, die ihre Leute in der Hauptsache nicht mit Geld, sondern mit Fleisch bezahlen. In jedem Falle ist es wichtig, daß man ein guter Schütze ist und seine Safari immer reichlich mit Wildbret versorgt.

Das war auch für uns zunächst die Hauptsache. Ehe wir irgend etwas anfangen konnten, mußten wir Wild beschaffen; denn die Leute Hyat Rhans mußte ich von hier ja zurückschicken.

Der Elefantenjäger schoß am nächsten Tage eine Zebra-dublette. Das reichte zunächst einmal. Die ganze mannbare Jugend zog aus, um das Fleisch ins Dorf zu tragen. Bei der Gelegenheit bekamen wir einen guten Einblick, wieviel Männer im Dorf waren, und wie viele Träger wir anfordern konnten.

Nachdem unter viel Geschrei das Fleisch verteilt war, und am Abend sich eine angenehme Sättigung auf alle Dorfbewohner herabgesenkt hatte, begann eine ernste Ver-

handlung mit dem Zumben und den Dorfältesten, ob Elefanten in der Nähe wären, wo, wie weit, ob starke Bullen darunter usw. Als wir sie schließlich nach jeder Richtung hin ausgehört, rückten wir mit unserm Anliegen heraus: Wenn sie uns Träger stellten, sollten sie die ganzen Elefanten, die wir schossen, zum Verspeisen bekommen. Auf dieser Basis wurde ein Pakt geschlossen, und damit war unser Weitermarsch zunächst gesichert.

Es hatte sich herausgestellt, daß die Elefanten sich doch weiter ins Innere gegen das Massiv des Chiperone hin verzogen hatten. Die Fährten rings um Murillo — so hieß unser Dorf — waren sämtlich alten Datums, so daß es sich empfahl, unser Standquartier noch ein Stück weiter in die eigentlichen Jagdgründe zu verlegen.

Unser Aufbruch am nächsten Morgen verzögerte sich etwas, da ja erst alle Lasten wieder neu eingeteilt werden mußten. Das ist jedesmal eine schwierige Sache, da jeder Schwarze natürlich die leichteste tragen möchte. Läßt man die Leute gewähren, so stoßen die Stärkeren die Schwächeren zurück, suchen sich die leichtesten aus, und die Jüngsten und Schwächsten können dann die schwersten Stücke schleppen. Man legt deshalb alle Lasten in eine Reihe, stellt gegenüber die Träger auf und sucht für jede Last den geeignetsten Mann aus. Es war jedesmal sehr komisch, die Gesichter der Leute zu beobachten, denen meine Filmkisten zugeteilt wurden. Diese Kisten sehen so unscheinbar aus, daß die Leute sie befriedigt mit nachlässiger Geste hoben, um sie gleich darauf mit halb empörtem, halb erschrockenem Ausruf wieder sinken zu lassen. Aber wenn jeder schließlich seine bestimmte Last hatte und sah, daß kein Ausreden half, fügte er sich, und es gab auf dem ganzen weiteren Marsch keine Schwierigkeiten mehr.

Unsere Safari sah jetzt wesentlich „wilder“ aus als bei dem Aufbruch von Chiromo. Die Leute Hyat Khans waren schon alle mehr oder weniger zivilisiert, trugen Baumwolltücher oder gar Khakihosen und Leibchen, während die Träger aus Murillo nichts anhatten als einen knappen Lendenschurz aus Fell. Einige trugen wilde, krause Bärte, die ihnen ein geradezu gefährliches Aussehen gaben. Aber merkwürdigerweise waren das die allerfreundlichsten. Auch sonst wirkten wir sehr kriegerisch; denn der Elefantenjäger führte eine ganze Batterie von Gewehren mit sich, von der schwersten Elefanten- und Büffelbüchse bis zum Tesching und den leichtesten Vogelflinten. All diese Gewehre wurden vor und hinter ihm schussfertig getragen. Durch die zahlreichen Gewehrträger sah die Spitze unserer Kolonne mehr wie eine Kriegs- als wie eine Jagdsafari aus. Doch ich lernte unterwegs bald einsehen, wie angenehm es für einen Jäger ist, stets das geeignetste Kaliber für jedes Wild zur Verfügung zu haben, vorausgesetzt allerdings, daß ihm die Leute nicht im entscheidenden Augenblick davonlaufen, was wir später auch erleben sollten.

Die Wege, die von einem Dorf zum andern führten, waren so festgetreten und ausgezeichnet, daß man darauf gut Rad oder Motorrad hätte fahren können, wenn nicht die unzähligen Wasserläufe gewesen wären. Kommt man aus dem dürren, wasserarmen Südafrika, so ist man über diese Menge Wasser zuerst wild begeistert. Doch mit der Zeit legt sich diese Begeisterung; denn das Überschreiten all dieser bald schmalen, bald breiten Flüsse und Bäche ist auf die Dauer recht lästig. Man hat die Wahl, sich von zwei Trägern im „Kaiserstuhl“ durchs Wasser tragen zu lassen, wobei mitunter die Sitzpartie feucht wird, oder von einem auf der Schulter, wobei einem die Füße naß werden.



Wir waren einige Stunden marschirt, die Sonne stand schon hoch, und es war wirklich warm. Verschiedentlich war rechts und links des Wegs das hohe Gras niedergetreten, ein Zeichen, daß eine Herde Dickhäuter hier vorübergekommen. Jedesmal beugte sich der Elefantenjäger zur Erde, untersuchte sorgfältig die ganze Umgebung und berichtete mir dann: etwa soundso viele Elefanten, darunter Bullen von der und der Stärke, haben dann und dann hier vorübergewechselt. Ich staunte; denn ich sah nichts als das niedergetretene Gras und allenfalls einen schwachen kreisrunden Abdruck. Als Neuling meint man zunächst, nichts müsse leichter sein, als eine Elefantenspur zu lesen. In Wirklichkeit ist nichts schwieriger. Abgesehen von weichem Boden, wo er tief einsinkt, hinterläßt der Fuß des Elefanten einen schwächeren Abdruck als der der großen Antilopenarten, etwa Kudu oder Gland. Der weiche, runde Fuß des Riesen ist wie mit Gummi gepolstert. Außerdem entwickeln die Elefanten — nach dem, was mir der Jäger erzählte — dort, wo sie viel gejagt werden, eine Intelligenz, die schon ans Menschliche grenzt. Sie gehen sorgfältig hintereinander, die Bullen zwischen den Röhren, damit sich ihre Spur verwischt.

So interessant nun auch all das sein mochte, was uns die Führten erzählten, eins war betrüblich: sie waren allesamt zu alt, um ihnen folgen zu können. Schon sah es so aus, als hätten die Dickhäuter diese Gegend jetzt völlig verlassen, als wir plötzlich auf eine Spur stießen, die uns wie elektrischer Strom in die Aldern fuhr. Diese Spur war frisch, ganz frisch sogar, von heute morgen. Selbstverständlich sollte sie sofort verfolgt werden. Abdullah, der Dolmetscher, wurde mit der Safari ins nächste Dorf voraus-

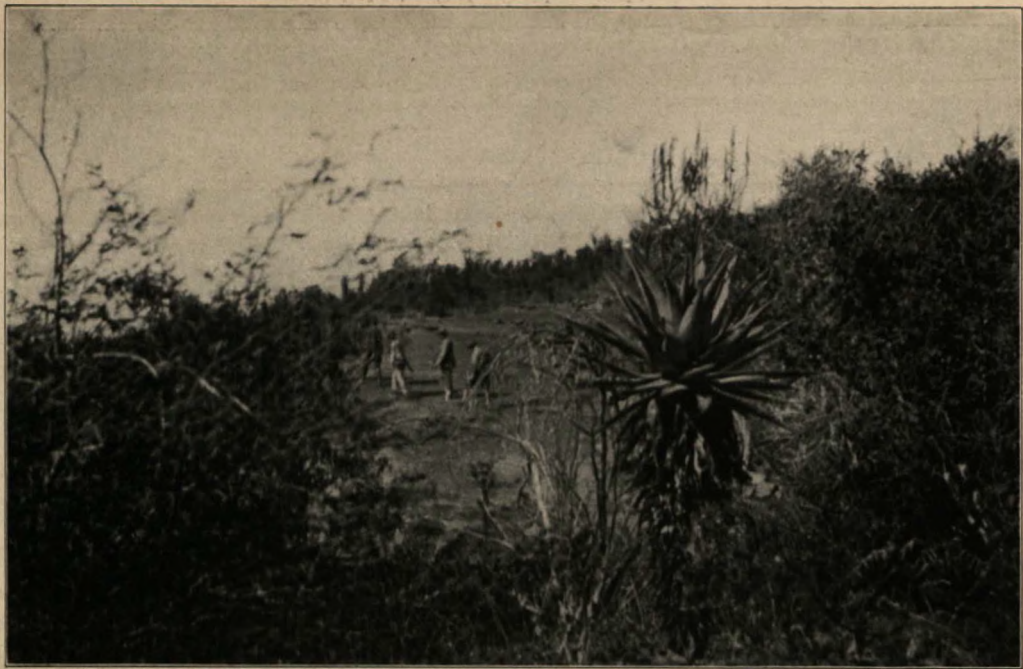
geschickt, während wir uns an die Verfolgung machten, nur von den Gewehr- und Kameraträgern begleitet.

Daß wir nirgends erfahrene eingeborene Jäger und Fährtenfinder hatten aufreiben können, machte die Sache für den Elefantenjäger besonders schwierig, die ganze schwierige Arbeit des Verfolgens der Fährte ruhte so auf ihm allein. Glücklicherweise war wenigstens das Gelände nicht zu ungünstig, wenn es auch weit davon entfernt war, ideal zu sein. Es war mit hohem Gras durchsetzter lichter Busch.

Im allgemeinen konnte man der Fährte ganz gut folgen. Aber stellenweise hatten die Elefanten geäst, und da führten nach allen Seiten Pfade auseinander. Hier waren auch öfter Bäume von den Dickhäutern umgelegt, um das Laub bequemer verspeisen zu können.

Häufig stießen wir auf Losung, und jedesmal steckte der Elefantentöter seinen Zeigefinger in die unförmig dicken, grünlichen Knollenhaufen, um an der Temperatur zu messen, wie weit die Herde noch entfernt war. Mitunter marschirt eine solche Herde ein recht anständiges Tempo, so daß es Tage kostet, sie einzuholen. Auf diesen Fall waren wir nicht eingerichtet, wir hatten weder Decken noch Proviant mit. Allein das Jagdsieber hatte mich bereits so gepackt, daß mir das ganz einerlei war und mich nur der eine Gedanke beherrschte: nach, nach, nach!

Ich hatte keine Ahnung, wie lange wir schon liefen. Müdigkeit, Hitze und Durst waren Dinge, die es nicht mehr gab. Ununterbrochen, in flottestem Tempo ging es der Spur nach, die das große Wild in dem hohen, dürrn Gras hinterlassen hatte. Dieses hohe Gras konnte unter Umständen jede Aufnahme unmöglich machen, doch andererseits hatte es den Vorteil, uns zu verbergen, so daß wir ungesehen herankommen konnten.



Jeden Morgen traten wir einen neuen Jagdzug an.





Zwei tüchtige Kerle: Jackson und sein Herr.

Plötzlich lag wieder ein dicker Haufen Losung vor uns. Der Elefantenjäger steckte den Finger hinein und sah mich bedeutungsvoll an. — Seit einer ganzen Weile sprachen wir nicht mehr, sondern verständigten uns lediglich durch Blicke. Ich steckte also gleichfalls einen Finger in die weiche Masse. Wahrhaftig, da innen spürte man noch Wärme. Die Elefanten konnten also gar nicht mehr weit sein.

Wir befanden uns gerade in einem ziemlich dichten Teil des Busches. Die Bäume waren beinahe so hoch wie die eines deutschen Waldes, die Bedingungen für eine Aufnahme also nicht gerade günstig. Außerdem war der Boden steinig und die Spur nicht ganz leicht zu verfolgen. Aber sehr bald änderte sich das Gelände wieder. Der Busch wurde so licht, daß er wie ein Park wirkte, dafür aber das Gras so hoch, daß es uns jede Aussicht nahm und wir völlig darin verschwanden.

Wir gingen in folgender Marschordnung: zuerst ein Eingeborener, der die schwere Doppelbüchse des Elefantenjägers derart über der Schulter trug, daß der Kolben nach rückwärts zeigte, und der Jäger ihn mit einem Griff an der Backe haben konnte. Dann kam er selbst und hinter ihm ein zweiter Schwarzer mit einer großkalibrigen Repetierbüchse. Dann folgte ich mit meinen Gewehr- und Kameraträgern.

In afrikanischen Jagdgeschichten kommt es häufig vor, daß ein plötzlich auftauchendes Wild entkommt, weil der Jäger dem Gewehrträger nicht rasch genug die Waffe abnehmen und schußfertig machen konnte. Der deutsche Weidmann denkt dann verächtlich, warum trägt der faule Hund seine Büchse auch nicht selber! Ich dachte anfänglich ebenso und war entschlossen, daß es mir mit meiner Kamera nicht ähnlich gehen sollte. Ich trug darum zuerst meinen kleinen handlichen Ica-Aufnahmepapparat selbst. Doch ich habe es

bald aufgegeben. Das Marschieren unter afrikanischer Sonne, besonders in der rücksichtslosen Form einer Jagd, strengt derart an, daß man als Weißer auch nicht die geringste Last längere Zeit tragen mag.

In meiner Sucht, möglichst weit vorn zu sein, machte ich einen schweren Fehler. Ich ließ meine Leute hinter mir gehen. Was das hieß, sollte ich bald erfahren.

Der Marsch in dem hohen Gras war recht anstrengend. Es schloß sich stellenweise wie ein Tunnel über unsern Köpfen. Unter diesen Grasbergen fehlte der leiseste Lufthauch, und es kochte hier direkt vor Hitze. Außerdem hing das ganze Gras voll Juckbohnen, eine besonders erfreuliche Zugabe des tropischen Afrika. Es sind dies die Fruchtkolben einer Kletterpflanze, die voll feinsten, mit Widerhaken versehenen Härchen sitzen. Diese legen sich in und unter die Haut der bloßen Arme und Knie und jucken ganz abscheulich. Dieses Jucken zusammen mit dem aus allen Poren brechenden Schweiß und der in einem völlig trockenen Gaumen klebenden Zunge ließen meinen Jagdeifer etwas erlahmen und gerade in mir den Gedanken aufsteigen, daß so eine Elefantenjagd doch auch ihre starken Schattenseiten hat, als plötzlich, wie aus dem Boden gezaubert, ein Elefant vor uns stand, so unmittelbar und, obgleich eigentlich die ganze Zeit über erwartet, dennoch so überraschend, daß ich im ersten Augenblick wie benommen war. Nicht etwa vor Furcht; ich dachte keinen Augenblick daran, daß das Tier uns im nächsten Augenblick annehmen könnte. Ich dachte nicht einmal daran, ihn zu filmen. Der Anblick des Elefanten, der da keine dreißig, vierzig Schritt vor uns stand, war so eindrucksvoll, so königlich, so gewaltig, daß er zunächst keinen andern Gedanken aufkommen ließ als Bewunderung.

Der Elefant hatte uns bemerkt. Er stand da lauschend



mit drohend aufgestellten Ohren. Einen Augenblick standen wir einander gegenüber. Dann schienen wir ihm doch zu verächtlich; er drehte sich um und trollte langsam davon.

In diesem Augenblick erwachte ich aus meiner Erstarrung und langte rückwärts nach meiner Kamera. Doch ich langte ins Leere. Jetzt erst übersah ich die Lage. Alle unsere Begleiter hatten das Hasenpanier ergriffen und waren auf und davon. Der Elefantenjäger hatte, rascher als ich, seinem Gewehrträger die Büchse abgenommen, ehe dieser nach rückwärts entglitt. Er hatte nur nicht geschossen, um, wie verabredet, mir erst Gelegenheit zu einer Aufnahme zu geben. Da stand ich nun ohne Apparat und ohne Gewehr, und vor mir Elefanten... Glücklicherweise hatte einer der Träger aus Angst einen Apparat fallen lassen. Den nahm ich auf, und nun rannten wir durch das hohe Gras dem davongetrollten Elefanten nach.

Wir brauchten nicht weit zu laufen. Da war vor uns ein Elefant, nein zwei, drei, links welche, rechts welche. Nun gab es keine Verzögerung mehr. Mein Apparat surrte, und gleichzeitig krachte die schwere Büchse des Elefantentöters, einmal, zweimal.

Durch das Surren meiner Kamera waren die Elefanten unruhig geworden. Sie hoben die Köpfe. Zwei, drei begannen zu flüchten. Wie die Büchse krachte, kam Leben in die ganze Herde. Vor uns, um uns krachte und brach es in den Büschen. Das Gras rauschte. Es war ein gewaltiger Anblick, wie die ganze Herde an uns vorbeiflüchtete.

Als der Lärm sich gelegt hatte, hörte man nur ein schweres Stöhnen. Vorsichtig gingen wir dem Ton nach. Da wälzte sich in einer Lache hellen, roten Blutes, das ihm aus dem Bauch, aus Maul und Rüssel drang, im letzten Todeskampf der getroffene Bulle.

## 23. Nacht unter Büffeln.

Lager am Musi.

Wir hatten uns viel von Namurenga versprochen; noch direkt vor dem Dorf stießen wir auf eine frische Elefantenfährte. Doch als wir jetzt den Zumben verhörten, bestritt der überhaupt die Existenz von Elefanten. Früher, ja, da hätte es hier Elefanten gegeben, aber jetzt, nein, jetzt seien alle fortgegangen.

Es war ganz offensichtlich, daß er absichtlich log, um uns baldmöglichst wieder loszuwerden, und während wir noch überlegten, wie wir ihn am besten überführen könnten, sahen wir zwischen den Hütten eine Frau mit einer Last Fleisch, und hinter ihr kam noch eine und noch eine ins Dorf. Jetzt half dem Zumben kein Leugnen mehr, und er mußte angstschlotternd gestehen, daß erst diesen Morgen ein Eingeborenenjäger unmittelbar beim Dorf einen Bullen geschossen.

Der Zumbe hatte Grund zu zittern: der Elefantentöter beschimpfte ihn in einer Weise, daß ich fürchtete, es würde nichts mehr von ihm übrigbleiben. Allein da half nun alles nichts. Die Gegend war für uns verdorben. Wo so ein schwarzer Jäger sein Unwesen treibt, ist für einen weißen nichts mehr zu wollen; denn der Eingeborene schießt alles, was ihm vor den Lauf kommt, Bullen und Kühe, Elefanten mit und ohne Zähne. Er verkauft ja nicht nur das Elfenbein, sondern auch das Fleisch, oder vielmehr, das Elfenbein muß er in der Regel an seinen Herrn abliefern, und der Fleischverkauf ist sein Privatgeschäft.

Seit etwa Jahresfrist ist der Elefantenabschuß in diesen Theilen von Portugiesisch-Ostafrika ganz freigegeben. Daraufhin haben zahlreiche Beamte und Farmer einen Teil ihrer eingeborenen Arbeiter und Boys bewaffnet und auf die Elefantenjagd geschickt. Ihnen selbst fehlt es dazu an Zeit



und Lust und wohl auch an Mut, aber auf den Gewinn möchten sie nicht verzichten. Auf diese Weise werden in Portugiesisch-Ostafrika die großen Dickhäuter bald ausgerottet oder vertrieben sein.

Von diesem neuen System der eingeborenen Jäger hatten wir nichts gewußt, zum mindesten nicht, daß es in den letzten Monaten derart überhand genommen. In jedem Fall machte es uns einen so bösen Strich durch die Rechnung, daß wir beschloßen, zunächst von weiterer Elefantenjagd Abstand zu nehmen und unser Heil mit Büffeln zu versuchen.

Die Leute von Murillo hatten uns von einem See unweit des Musi erzählt, an dem es von Büffeln wimmeln sollte. Wir beschloßen also, zunächst einmal unser Lager an den Musi zu verlegen.

Schon der Marsch dorthin war vielversprechend. Wir waren sehr früh aufgebrochen, und der Elefantentöter, der das Wild roch wie ein Jagdhund, raunte mir leise zu, wir müßten mitten unter Büffeln sein. Tatsächlich zeichneten sich auch immer wieder deutliche Fährten auf dem weichen Boden des schmalen Pfades ab, der in schlangenähnlichen Windungen durch das Schilf führte.

Wir marschierten mit äußerster Vorsicht, außerdem hatten wir glänzenden Wind. So kam es, daß wir auf zwanzig Schritt auf einen Büffelbullen stießen.

Da stand der mächtige schwarze Kerl, den Kopf mit dem gewaltigen Gehörn überrascht in die Höhe geworfen. Diesmal hatte ich meinen Apparatträger vor mir gehen. Im Handumdrehen hatte ich die Kamera gezückt, doch ehe ich den Büffel noch richtig im Bildfeld hatte, war er verschwunden, mit einer Behendigkeit und Gewandtheit, die man einem so gewaltigen Tier nie zugetraut hätte.

Wenn nun auch nicht viel auf den Filmstreifen gekommen



war, so bedeutete die Begegnung doch eine Bestätigung der Erzählungen der Murilloleute. Als wir daher unweit des Musi auf einen geeigneten Lagerplatz stießen, marschierten wir nicht weiter, sondern schlugen hier unsere Zelte auf.

Der „Büffelsee“ sollte von hier nur eine Viertelstunde entfernt sein. Ich ging daher mit einem Mann von Murillo gleich hin, um festzustellen, ob und wann ich mich für den Abend mit meiner Kamera einbauen könnte. Wie das jedoch so mit Zeitangaben der Eingeborenen ist, es war nicht eine Viertelstunde, sondern fünf Viertelstunden. Und es war auch kein See, sondern ein Sumpf. Aber das war gerade gut; denn es gab nur eine offene Wasserstelle. Und diese war wie für eine Kinoaufnahme gebaut; denn der schmale Zugang, der zu ihr führte, ließ sich von einem hochgelegenen Buschwerk aus vollkommen überschauen.

Dieses Buschwerk baute ich zu einer geschlossenen Laubhütte aus, die ich am Abend mit Büchse und Kamera bezog. Ich hätte gerne einen der Murilloleute mit hinausgenommen, die sich als recht gute Jäger herausgestellt hatten. Allein mit allen Zeichen des Entsetzens wiesen sie eine derartige Zumutung ab. Der Elefantentöter erklärte, auf keinen Fall zuzugeben, daß ich die Nacht allein im Busch verbrachte. So nahm ich Webster mit, einen meiner Chiro-moboy's, der sich noch als der unerschrockenste erwiesen hatte.

Wir waren rechtzeitig am späten Nachmittag eingerichtet und warteten nun in unserm Laubversteck der Dinge, die da kommen sollten. Als erstes erschien eine Familie Warzenschweine auf dem Plan. Behaglich grunzend, in aller Harmlosigkeit kamen sie herangeschnüffelt. Auf zehn Schritt Entfernung musterte der Keiler ein wenig mißtrauisch

meine Laubhütte; doch als sich nichts Verdächtiges rührte, legte sich sein Mißtrauen wieder.

Ich dachte daran, daß unsere Fleischration bereits wieder knapp geworden und so ein Warzenschwein gar nicht schlecht für unsere Küche gewesen wäre. Aber ich wollte mir doch nicht durch einen Schuß die Büffel verjagen, die ich mit Sicherheit erwartete. Ich drehte nicht einmal die Kurbel, um nur ja nicht irgendwelche Unruhe zu erzeugen. Was war auch ein Warzenschwein, wenn ich eine ganze Herde Büffel erwartete!

Die Warzenschweine zogen wieder ab, und ich meinte, es sei bald Zeit für die Büffel; denn das Licht begann schnell abzunehmen. Ich hatte zwar ein sehr lichtstarkes Objektiv eingeseßt, aber in der Dunkelheit konnte man auch damit nichts anfangen.

Die Büffel kamen nicht, aber dafür die Moskitos. Darauf war ich vorbereitet und machte mein Netz fertig. Darunter saß ich nun, bis der letzte Rest Tageslicht dahingeschwunden war, dahingeschwunden, ohne daß auch das kleinste Stück Wild ans Wasser gekommen wäre. Es blieb nichts übrig, als sich für die Nacht einzurichten und auf den Morgen zu hoffen.

Da ich natürlich keine Feuer zur Abwehr des Raubwilds rings um mein Lager anzünden konnte und der unerwünschte Besuch eines neugierigen Löwen keineswegs ausgeschlossen war, wollte ich mich wenigstens so gut wie möglich darauf einrichten. Ich packte die jetzt doch unnötig gewordene Kamera in den Kasten und legte an ihrer Stelle das schußfertige Gewehr aufs Stativ. Dann machte ich es mir, so gut es ging, unter dem Netz bequem.

Ich weiß nicht, wie lange ich geschlafen, als ich von einem ungewissen Schnauben aufwachte. „Die Büffel!“



war mein erster Gedanke. Ich fuhr hoch und lugte so leise wie möglich über mein Gewehr hinweg durch das in das Laub geschnittene Beobachtungsloch.

Nichts zu sehen. Nach einiger Zeit, sobald mein Auge sich an die Dunkelheit gewöhnt, konnte ich zwar die Umrisse der den Sumpf umgrenzenden Bäume erkennen, die sich in ungewisser Linie vom Nachthimmel abhoben, der Sumpf selbst und das Wasserloch waren jedoch wie in einen dunklen Sack hinabgerutscht.

Da hörte ich wieder das Schnauben, ganz deutlich. Ich strengte meine Augen aufs äußerste an, und jetzt meinte ich auch, die Umrisse eines Büffels in dem schwarzen Loch zu erkennen, nein, nicht nur einen, sondern noch einen und noch einen, eine ganze Herde. Oder war es eine Fata Morgana, eine Spiegelung meiner Gedanken und Wünsche, die mir meine überanstrengten Augen vorgaukelten? Aber das Schnauben war keine Täuschung, und nun hörte ich deutlich ein plantschendes, plätscherndes Geräusch. Tiere waren im Wasserloch, große Tiere, wahrscheinlich sogar Büffel. Allein selbst wenn ich es genau gewußt, hätte es mir doch nichts genützt. Ich mußte auf den Morgen und das Licht warten.

Ich hockte in dem Ausguck reichlich unbequem. Die Glieder wurden mir steif, und ich wartete sehnsüchtig auf den Morgen. Von Zeit zu Zeit lauschte ich ängstlich, ob die Büffel wohl noch da wären und atmete erleichtert auf, sobald ich das vertraute Schnauben vernahm.

Ganz, ganz langsam wurde es heller, als lockte eine unsichtbare Hand die Konturen aus der Finsternis heraus. Noch eine kleine Weile, dann würde ich erkennen, und noch ein wenig später, dann würde ich filmen können. Wenn die Tiere da in und bei dem Sumpf nur noch ein Weilchen warten wollten, nur ein kleines Weilchen.



Ich bückte mich und holte vorsichtig meine Kamera aus dem Kasten. Da hörte ich noch mal das Schnauben. Gott sei Dank, sie waren noch da! Fieberhaft begann ich meinen Apparat aufzubauen. Sobald ich fertig war, suchte ich durch die Linse den Sumpf ab. Langsam wurde es lichter, schließlich ganz hell, allein nichts war zu sehen. Nein, es war leider keine Täuschung, der Sumpf und das Wasser waren leer. Während ich die Kamera aufbaute, mußten sich die Büffel, oder was es immer war, aus dem Staube gemacht haben.

Die Nachtwache war vergeblich gewesen. Das machte schließlich nichts. Ärgerlicher war schon, daß mich bei meiner Rückkehr ins Lager der Elefantenjäger mit der Nachricht von einer Büffeldublette überraschte, die ihm gestern abend in nächster Nähe unsers Lagerplatzes gelungen.

Ja, mit Büffeln habe ich augenscheinlich kein Glück!

## 24. Abschied von Chiromo.

Chiromo.

Nach den kläglichen Erfahrungen mit meinen Boys bei der ersten Elefantenbegegnung hatte ich mir die beherrztesten herausgesucht und sie einexerziert. Ich zeigte ihnen bis in die letzte Einzelheit, wie sie die Apparate vor mir hertragen und bereitstellen sollten. Einen ganzen Tag lang hielten wir Elefantenmanöver ab. Ein Boy spielte den Elefanten, der auf unsern Übungsmärschen bald da, bald dort aufstauen mußte. Ich kam mir vor wie der Ritter aus der Schillerschen Ballade, der sein Doggenpaar gegen den künstlichen Drachen einübt. Ich hatte den Boys eine für ihre Begriffe irrsinnig hohe Summe versprochen, wenn sie das

nächste Mal standhielten, und vor allem Webster brannte darauf, sich das Geld zu verdienen.

Leider kam ich nicht dazu, die Probe aufs Exempel zu machen. Es blieb bei dem einen Elefanten. Die Eingeborenenjäger hatten allerorts zu übel gehaust.

Wir machten noch einen letzten Versuch an den Hängen des Chiperone. Der Weg von unserm Lager am Musi dorthin führte über Murillo und Namaranja. Das bedeutete einen riesigen Umweg und einen Marsch von sechs Tagen. In gerader Linie waren es vielleicht zwei bis drei. Der Elefantentöter schlug vor, daß wir es versuchen sollten. Unsere Träger weigerten sich zuerst. Die Murillolente erklärten, es gäbe auf der ganzen Strecke kein Wasser, und wir würden alle verdursten. Schließlich ließen sie sich jedoch umstimmen.

Dieser Marsch durch den wasser- und weglosen Busch erwies sich als ziemlich harmlos; denn wir stießen nach einem Tagemarsch unerwarteterweise auf eine Farm. So angenehm das auch war, so ärgerlich war andererseits die Existenz dieses Farmers für uns; denn er hatte nicht weniger als ein Duzend seiner Leute auf den Chiperone geschickt, um Elefanten zu schießen. Da er uns ferner erzählte, daß unter seiner letzten Ausbeute Zähne von nur drei, zwei und einem Kilo Gewicht waren, also von ganz jungen Tieren, schossen seine Leute augenscheinlich alles, was ihnen in den Weg kam. Der Farmer meinte auch, das wären wohl die letzten gewesen, und jetzt gäbe es am Chiperone keine Elefanten mehr.

Das war einigermaßen niederschmetternd. Doch wir ließen uns nicht entmutigen. Es war ja ebensogut möglich, der Farmer erzählte das alles nur, um die unerwünschte Konkurrenz so bald wie möglich loszuwerden. Wir marschierten also ruhig weiter und kletterten in das Chiperone-

massiv hinein, um festzustellen . . . daß tatsächlich keine Elefanten da waren.

Da gaben wir es auf. Und da wir an weiterer Jagd die Lust verloren hatten, ich auch ein wenig um meinen „Verein“ besorgt war, zogen wir in Gewaltmärschen nach Chiromo zurück. Einmal marschierten wir die halbe Nacht durch zum großen Entsetzen unserer Leute, denen so etwas noch niemals vorgekommen war. In dieser Gegend geht kein Eingeborener nachts auch nur einen Schritt.

In Gewaltmärschen ging es zu den Meinen zurück.

Es war auch gut, daß ich nach Chiromo zurückkam. Ganz einfach war die Lage dort nicht. Nach ein paar Tagen hatten die Boys gemeldet: „Leute im Dorf reden schlecht von Missie, Missie Flinte nehmen.“ Tatsächlich hatte der Besitzer des Feldes, an das unser Lager grenzte, versucht, unverschämt zu werden, bis mein Reisekamerad ihm zeigte, daß eine weiße Frau sich nichts gefallen läßt und ihn durch den schwarzen Dorfpolizisten gefesselt abführen ließ. Dann war Ruhe.

Mit dem Einsetzen der ersten Regen kamen jedoch andere Plagen. Die Moskitos waren in Scharen aufgetaucht, und außerdem stellte es sich heraus, daß es in der Gegend von Schlangen geradezu wimmelte.

Der Elefantentöter marschierte nach Lete, um dort sein Heil zu versuchen. Wir wollten nach Rhodesien weiter. Dazu mußten wir noch einige Tage in Chiromo auf den wöchentlichen Zug warten. In der letzten Nacht bekamen wir im Lager noch Besuch.

Mitten in der Nacht wache ich von aufgeregtem Schreien der Boys auf, die vor unsern Zelten um das Feuer schliefen. Wie ich vor das Zelt trete, sehe ich die Leute mit geschwungenen Feuerbränden schreiend hin- und herlaufen.



Auf meine Frage berichteten sie aufgeregt, ein Leopard sei bis ans Feuer gekommen. Das kam mir etwas unwahrscheinlich vor, für alle Fälle ging ich jedoch mit der Büchse ums Lager, allerdings ohne etwas Verdächtiges zu finden.

Am nächsten Morgen stellte es sich heraus, daß der eine der beiden Büffelköpfe, die dicht am Feuer gelegen hatten, fehlte. Ich schickte die Boys auf die Suche; sie fanden ihn im nächsten Maisfeld, sauber abgefressen und von den noch daranhaftenden Fleischresten befreit. Die Boys hatten also doch recht gehabt, wenn der nächste Besucher auch wahrscheinlich kein Leopard, sondern eine Hyäne gewesen war. In jedem Fall mußte es ein großes Tier gewesen sein; denn der Büffelkopf stammte von einem kapitalen Bullen und hatte ein gewaltiges Gewicht.

So waren wir alles in allem doch recht froh, als endlich der Zug kam, der uns zunächst einmal in harmlosere Gegenden zurückführen sollte, um so mehr, als gerade von den Eingeborenen unter lautem Geschrei eine große Giftschlange mit Steinen totgeworfen wurde, die sich bis auf den Bahnsteig verirrt hatte.

Chiromo war vollzählig erschienen, um uns zu verabschieden. Durch unsere Tabakgeschenke hatten wir zum Schluß auch die feindseligen Gemüter versöhnt. Von unsern Boys gab es einen fast schmerzbewegten Abschied. Alle wollten sie weiter mit uns reisen, und einige bateten sogar dringend, wir sollten sie nach Deutschland mitnehmen.

Unter dem lauten Geschrei der Eingeborenen fuhr der Zug ab. Im Staub des Bahnsteigs lag noch die tote Giftschlange. Ich atmete erleichtert auf, daß ich meinen ganzen Verein wohlbehalten und munter wieder zurückbrachte, und „mein Reisekamerad“ meinte: „Weißt du, etwas komme ich mir doch vor wie der Reiter über den Bodensee.“

## Unter den nackten Kavirondos.

### 25. Eine unbehagliche Einleitung.

Rifumu.

„**S**a der Sonnenschein, der Sonnen — — —“ krrrrr —  
Hier war ein Stück aus der Grammophonplatte ausgebrochen, und einer der Umsitzenden mußte jedesmal die Nadel über den klaffenden Spalt heben, ehe es weiterging.  
„...schein“

Das Mannweib, das den Apparat mitgebracht hatte, verfügte augenscheinlich nur über diese eine Platte; denn unentwegt und bis zum Überdruß leierte der Kasten den gleichen Fortrott herunter.

Das Mannweib war heute nachmittag mit seinem „Bozbody“ vor dem Kasthaus vorgefahren. „Bozbody“ sind eine Spezialität der Kenya Colony: Autos mit selbstgefertigten Karosserien, rohen Holzkästen, in die man nach Bedarf Sitzbretter und Kissen schiebt. Die Fahrerin paßte zu diesem Gefährt. Sie trug lange, diskret gestreifte Männerhosen, die augenscheinlich einmal zu einem Cutaway gehört hatten, und darüber eine lila Pyjamajacke. Das Haar natürlich kurz gebobbt, Gesicht und Hände von der Sonne braun gegerbt.

Jetzt saß das Mannweib im Eßraum mitten unter den Buren, die aus Eldoret gekommen waren. Die saßen schon den ganzen Nachmittag und Abend hier und waren bereits so munter, daß sie zu dem Sonnenscheinfoxtrott das schöne Lied von den fehlenden Bananen sangen.

Vorsichtig schielte ich durchs Fenster. Ich wollte Ibbot nicht hier in die Arme laufen. Andererseits mußte ich unbedingt noch einen Boy auftreiben; denn die faulen Kerle hatten natürlich keinen Tropfen frisches Wasser aufs Zimmer gebracht. Es war überhaupt ein unerhört verwahrlostes Rasthaus. Als wir eintrafen, fanden wir in unsern Zimmern noch das Schmutzwasser und andere Andenken an unsere Vorgänger vor. Immerhin mußten wir froh sein, daß wir unterkamen; denn zuerst hatte uns der Indier, der diesen Gau stall leitete, überhaupt abgewiesen. Draußen vierzig Grad im Schatten, steinhart gebrannter Boden, abscheulicher Staub, das war nicht sehr einladend, um Zelte aufzuschlagen, um so weniger als wir keine Boys mithatten. Die wollte ich erst hier mieten.

Jetzt tat es mir aber fast leid, daß wir trotz alledem nicht ein eigenes Lager bezogen. In dem Zimmer, in dem die Kinder mit Helene, ihrem Mädchen, untergebracht wurden, war es so heiß, daß die armen Dinger sich schlaflos unter den Moskitonezen auf den schweißnassen Leintüchern wälzten. Mein Reiselager und ich hatten unsere Feldbetten vor dem Zimmer auf der Veranda aufgeschlagen, ein Platz, der infolge der steigenden allgemeinen Bezechtheit im Hause nicht gerade ungestörte Nachtruhe versprach.

Ibbot hatte mir einen großen Dienst geleistet oder wenigstens versprochen, ihn zu leisten, so konnte ich unmöglich die Einladung zu einem „Drink“ ausschlagen, wenn ich ihm jetzt in die Arme lief. Und einladen würde er mich, so wahr dieses Rasthaus eine Räuberhöhle war. Doch Wasser mußte ich haben. Die schweißnasse Kleidung klebte mir am Körper. „Boy!“ gellte ich über den Hof... „Bo... y!“

„Hallo! Have a drink!“ Da hatte Ibbot mich schon. Hinter mir hockte er in der halbdunklen Bar. Die Bar



war ein Loch. Das winzige, gegen die Moskitos vergiftete Fenster ließ keinen Fingerbreit frische Luft herein. Der Boden stank von all dem darauf verschütteten Alkohol. Der indische Wirt stand vor mir, wie materialisiert aus dem unwirklichen, stinkigen Schatten. Er hielt Flasche und Glas in der Hand. Gerade konnte ich noch verhindern, daß er es mir ganz voll Whisky schenkte.

„Ohne Soda, Doktor!“ lallte Jbbot aus seiner dunklen Ecke, „den Soda müssen wir für die Ladys lassen!“ Er hatte gehört, wie ich heute nachmittag Sodawasser verlangte und der Jnder es nicht hergeben wollte, da er es nur mit Whisky ausschenken könne. Da war der lange Schotte dazwischengefahren und hatte mir das Sodawasser verschafft.

„Ein feiner Mann, der Mister Jbbot,“ schnalzte hündisch und schmierig der Jnder von unten herauf, „ein großer Mann. Wenn der für Sie sorgt, sind Sie gut aufgehoben.“ Aus der Hochachtung des Wirts konnte man die Höhe der Bechen ablesen, die Jbbot hier erreichte.

„Halt die Schnauze!“ unterbrach er den Braunen, „Doktor cheerio!“ Und mit einem Ruck spülte er sein Glas hinunter.

Wie eine Spirale schnellte der Jnder lautlos heran und füllte das geleerte Glas. Mir wurde etwas bänglich. Nüchtern war der Schotte ein großartiger Kerl, aber wenn er sich jeden Tag so betrank! Würde das ohne Krach abgehen? Und wie konnte ich Frau und Kinder dann fernhalten!

Vom Hof herauf stieg der durchdringende Gestank der gestauten Abwässer und unausgeleerten überlaufenden Klosettklübel. Weiter unten lag der See, der hier in eine lange, schmale Bucht auslief, schlammig, brackig, zwischen Schilf und Papyrus. Trotz der Moskitogitter surrte es im Raum von den giftigen Insekten. Wenn wir hier nicht wegkamen,

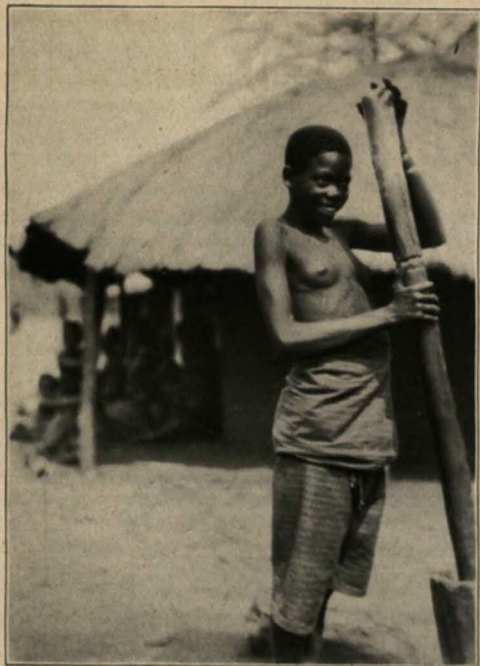
hatten wir alle trotz Chinin binnen drei Tagen die schönste Malaria tropica. Also es half nichts, ich mußte schon schauen, wie es mit Jbbot weiterging.

Wir wollten zu den Kavirondos, einem der wenigen von der Zivilisation noch unberührten Negervölker am Viktoria-see. Bis vor kurzem herrschte hier die Schlafkrankheit, und das ganze Gebiet war für Europäer gesperrt. Noch jetzt nistet die tödliche Krankheit in einzelnen Teilen. „Auf Ihre eigene Gefahr“, hatte der Beamte in Nairobi gemeint. Er hatte mir eine Einführung an den Eingeborenenkommissar in Kisumu mitgegeben. Aber der Kommissar war krank, sein Vertreter verreist. Niemand konnte mir Auskunft geben. Ich erfuhr nur, daß kein für Autos fahrbarer Weg ins Kavirondoland führte. Und Träger? ... „Wenn Sie drei Monate warten wollen! Nicht einmal der Distriktskommissar bekommt Träger.“

Da lernte ich Jbbot kennen. Der war Feuer und Flamme, als er von meiner Idee hörte. „Ich nehme Sie in meinem Motorboot mit! ... Ja, bei den Kavirondos werden Sie was zu sehen kriegen! — Schlafkrankheit? I wo, sehen Sie —“ er reckte den hageren Hals, „bin dreimal von Tsetse gebissen worden. Eine häßliche Wunde, sonst nichts. Ein Europäer kriegt das nicht so leicht!

Die Kinder? ... die sind ja groß und kräftig. Übrigens können Sie bei mir wohnen. Wir werden eine große Ngoma veranstalten. Sie sollen mal sehen, wenn die Kerle ihren Straußfedernschmuck aufsetzen!

„Chee—rio!“ kam es von einem Schlucken unterbrochen aus der dunklen Ecke. Ein Glas klirrte auf dem Fußboden. Aus dem Wohnzimmer krächzte das Grammophon. Wenn Jbbot mit den Buren zusammenkam, gab es Krach, oder er war morgen früh noch betrunken.



Eine, die über uns lacht.



Unser Boy Webster.





Die Bewunderung der Menge läßt Renate kalt.



„Wenn wir nicht in aller Frühe losfahren, kommen wir am Nachmittag in den Sturm“, hatte Ibbot gesagt. Ich wollte auf jeden Fall morgen früh fahren. Ibbot war gerade eingenickt. Ich winkte dem Inder. Der wollte nicht. „Los, fass' an!“ zischte ich auf ihn ein. Mit Mühe hoben wir den schweren Körper. „Der Sonnenschein hat's fein!“ tönte es aus dem Eßraum. — „Über den Hof“, befahl ich. Mit Mühe schleppten wir die Last bis in Ibbots Zimmer. Hart fiel er aufs Bett. Aber er schlief weiter. Wie ich über die Veranda zu unsern Feldbetten ging, wo „mein Kamerad“ wartend saß, brüllten lärmend und angsteinflößend vom See herauf die Flußpferde.

## 26. Fahrt auf der „Upesi sana“.

Kua mua.

Mit der Regelmäßigkeit eines Uhrwerks und der Eintönigkeit eines Negergesangs klopften und hämmerten die Ventile des Bootsmotors. Ich mußte an das Klappern der Ghetas denken, der japanischen Holzsandalen auf den Steinfließen des Bahnhofs von Osaka, wenn gerade ein vollbesetzter Zug von Kobe eingelaufen. — Ich weiß nicht, wie ich auf diesen ausgefallenen Vergleich kam. Vielleicht war es die Sonne. Seit fünf Stunden waren wir unterwegs. Das Boot hatte kein Sonnensegel. Dazu die Hitze, die vom Motor aufstieg.

Wir saßen direkt um die Maschine herum. Es stank nach Öl. Aber durchdringender noch war der Geruch der Schwarzen, die hinter uns hockten. Es waren Kavirondos, die bei Farmern und Pflanzern in Kenya auf Arbeit gewesen. Nach Ablauf ihres Vertrags kehrten sie jetzt in die Heimat zurück. Sie trugen Hosen und Jacken, manche auch Stiefel und Hüte. Sie würden Eindruck machen in ihren

Dörfern. Ein Massai war darunter und einige Wadschaggas. Sie schwatzten und sangen, vor allem aber stanken sie, so furchtbar, daß wir ihre Ausdünstung körperlich zu fühlen meinten.

Vom Wasser stieg keine Kühlung auf. Seine unbewegte glatte Fläche strahlte die Hitze zurück wie ein Metallspiegel. Am rechten Ufer zogen sich die kahlen Hänge der Äquatorberge hin, links wurden allmählich die Hügel des Kairondolandes erkennbar. Sie zeigten ein mattes, verbranntes Grün, von dunklen Flecken getupft — das waren die kreisrunden Kraale der Kairondodörfer.

Wir blickten sehnsüchtig hinüber; alle waren wir müde und angespannt. Bis gegen Morgen hatten die Bezechten im Rasthaus gelärmt, und kaum waren wir eingeschlafen, als Jbbot uns weckte. Spätestens um 7 Uhr mußten wir fort, wenn wir nicht in den allnachtsmittäglichen Sturm kommen wollten, dem die „Upesi sana“ doch nicht ganz gewachsen wäre, besonders heute nicht bei derartiger Überlastung und mit drei Leichtern im Schlepptau.

Die Neueste und Jüngste schien die „Upesi sana“ nicht zu sein, noch weniger die Schnellste, wie ihr Kisuaheliname vorgab. „Upesi sana“ bedeutete ungefähr „die Windeschnelle“. Aber vielleicht waren nur die Leichter daran schuld.

Jbbot saß unbewegt hinter dem Motor, ganz Spannung und Aufmerksamkeit. Er war blaß und übernächtigt, aber vollkommen nüchtern. Ralph sah ihm andächtig zu. Sobald Jbbot irgendeinen Hebel stellte, machte der Dreijährige den Handgriff nach. Er benutzte dazu die Hörner seines „Lerch“.

Die Eingeborenen hinter uns ließen keinen Blick von dem Stofftier, und wenn Ralph den Ochsen muhen ließ, stießen sie laute Rufe der Bewunderung und des Erstaunens aus.



„Lerch“ hatte bisher auf der ganzen Reise bei Mensch und Tier großen Eindruck gemacht, aber so wie in Kisumu war es noch nie gewesen. Ja, wir verdankten es eigentlich nur ihm, daß wir überhaupt mitkamen; denn als wir mit all unserm Gepäck am Kai eintrafen, waren das Motorboot und alle drei Leichter bis auf den letzten Platz besetzt, knapp, daß die Bootsboys den Raum am Motor für ihren Herrn freiließen.

Mit den Boys, die aus dem Kenyahochland kommen, kann man nicht umspringen wie mit Wilden aus der Steppe. Die Schwarzen dachten gar nicht daran, uns Platz zu machen, als sie uns kommen sahen. Ich hätte auch nicht einmal gewußt, wie; denn im ersten Leichter war das Auto für den Häuptling Matobo verstaubt, das Tbbot ihm mitbrachte, und auf den beiden andern hockten auf Kisten und Ballen die Schwarzen so dicht, daß sie aneinander zu kleben schienen wie Preßdatteln.

Die Schwarzen mußten augenscheinlich schon in der Nacht in die Boote geklettert sein. Tbbot war kontraktlich verpflichtet, sie zu befördern. Das wußten sie ganz genau. Tbbot stand am Ufer und biß sich die Lippen. Ich überlegte, wie wir gutwillig einige zum Verzicht auf die Fahrt veranlassen könnten. Dann kam Ralph. In seinem Eifer, aufs Schiff zu kommen — Schiffe sind seine Leidenschaft —, riß er sich von der Hand seines Rinder Mädchens los und schritt über die Planken, „Lerch“ unter dem Arm.

Wie die Neger ihn sahen, konnten sie sich nicht lassen vor Staunen. Ralph war das schon gewohnt. Er streckte ihnen das Tier entgegen und ließ es „muh“ machen. Dann winkte er und rief: „Ondoka, ondoka!“, das heißt „schert euch weg!“ So viel Kisuaheli hatte er schon aufgeschnappt. Tatsächlich, die Schwarzen wichen zurück. Ich weiß nicht,

wie sie es fertig brachten, ob sie ineinander hineinkrochen, aber mit einem Male war Platz. Natürlich drängten wir sofort nach. Die hintersten Eingeborenen wurden aus dem Boot geschoben und kletterten auf die Leichter hinüber, wo sie sich auf Kühler und Trittbrettern von Matobos Auto häuslich niederließen.

So waren wir mitgekommen. Aber schön war es nicht. Überdies zog die „Upesi sana“ Wasser. Alle Augenblicke mußte einer der Boys pumpen. Trotzdem stand das Motorgehäuse gleich wieder in schmutzigem, öligem Brackwasser. Plötzlich kam mir der Gedanke, daß der Motor versagen könnte, aber die Ventile klopften beruhigend ihren monotonen Rhythmus.

Das Ufer kam näher. „In einer Stunde sind wir in Kua mua.“ Aber kaum hatte Ibbot die Worte ausgesprochen, als er erregt ausrief: „Flußpferde!“ Fünf Schritt vom Bug war eins aufgetaucht. Wir sahen nur noch den Wirbel. Aber dann hob sich ein ungefügiger Kopf dicht neben der Bordwand und wenige Schritte rechts ein zweiter. Wir mußten in eine ganze Herde geraten sein. „Vor ein paar Wochen bin ich einem über den Rücken gefahren,“ erzählte Ibbot, „das gab einen schweren Ruck.“

Nun sprachen wir über Flußpferde und Jagderlebnisse, und damit fiel die lastende, unbewußt bange Stimmung ab, die auf uns allen gelegen; mit Spannung und Hoffnung sahen wir dem Kavirondoland entgegen.

## 27. Landung in Kua mua.

Kua mua.

Die ersten Windstöße setzten ein. Das Wasser wurde blauschwarz. Aber da war schon die Mole von Kua mua. Längsseit lag eine Dhau neben der andern. Der Steindamm selbst stand schwarz von Menschen.



In weitem Bogen steuerte Jbbot heran. Er brüllte den indischen Dhauführern etwas zu, das ich nicht verstand. Sie rührten sich nicht. Eine Böe faßte uns. Der Leichter mit dem Auto geriet in bedenkliches Schwanken. Auch unser Boot schaukelte. Mbokom beugte sich vor und nahm Ralph samt „Lersch“ sorgsam in seine Arme. Mbokom war ein baumlanger Kavirondo, der während der ganzen Fahrt hinter dem Jungen gehockt und keinen Blick von ihm gelassen.

Unser Boot schoß in voller Fahrt heran, als wollte es die nächste Dhau rammen. Im letzten Augenblick warf Jbbot das Steuer herum. Bordwand prallte gegen Bordwand. Hundert Stimmen fluchten. Als erster kletterte ich über die indischen Segelschiffe an Land. Zwischen ihren Masten sah ich die Homobay. Schwarz und zackig hoben sich die Berge von einem fahlweißen Himmelsfleck ab, den dunkle Wolken umrandeten. Dazu das Gewimmel auf der Mole. Ich schrie nach meiner Filmkamera.

Die Eingeborenen auf der Mole trugen alle dieselben roten Decken. Es waren Arbeitsrekruten, die Jbbot angeworben hatte und die mit der „Upesi sana“ nach Kisumu sollten. Wenn einer sich die Decke zurechtzog, sah man, daß er darunter splitternackt war. Die Decken waren das erste Kulturattribut, mit denen die Angeworbenen in Berührung kamen. Sie waren riesig stolz darauf.

Die Neger hatten die Ohrläppchen durchbohrt, nein, vielmehr durchlöchert. Löcher „groß wie Suppenteller“. Wahrhaftig, das ist keine Übertreibung. Löcher von Tellergröße. Ich hätte nie gedacht, daß man menschliche Haut derart dehnen könnte. In diesen Löchern konnte man einen ganzen Hausstand unterbringen. Manche trugen armdicke Pflöcke in den Ohren, unter dem Nacken von einem Ohrloch in das andere geschoben. Oder der Balken lag unter dem



Kinn oder auf der Stirn. Jedenfalls wurde immer die Haut des Ohrläppchens in geradezu grauenhafter Weise gezerrt. Ich flüchte. „Mein Reisekamerad“ würde die Landung der Kinder und des Gepäcks schon richtig durchführen. Da sah ich auch schon ein Duzend Boys mit unsern Koffern über die Dhaus an Land balancieren. Renate dirigierte sie. Mit ihren elf Jahren, lang und schlank aufgeschossen wie eine Fünfzehnjährige, mit ganz kurz geschnittenen Haaren, kurzen Hosen, Khakihemd und Samaschen, sah sie aus wie ein Junge, der in diesem Land aufgewachsen. Nur faßte sie mir die Boys etwas zu scharf an. Jedenfalls wußte ich, das Gepäck war versorgt.

Ich wollte eine Großaufnahme von den Ohrpflocken. Aber die Eingeborenen wollten nicht. Augenscheinlich fürchteten sie den „Apparat“. Da kam mir der „Missionar“ zu Hilfe. Der „Missionar“ war der einzige Weiße auf der Mole. Später erfuhr ich, daß er gar kein Missionar war, aber mit seinem langen, feuerroten Vollbart mußte ich ihn zuerst dafür halten. Wer sonst trägt denn einen Vollbart in Afrika!

Der Pseudomissionar hatte Augen gemacht, groß wie Teetassen, als er die „Upesi sana“ voll weißer Frauen und Kinder sah. Das mußte an diesem Strand unerhört sein. Der Ausdruck des Erstaunens war so maßlos, so fassungslos, daß ich mich tatsächlich beinahe genierte. „Entschuldigen Sie,“ hätte man zu diesen Augen sagen müssen, „ich weiß, es ist ungewöhnlich, es ist geradezu unerhört, Frau und Kinder in diese Wildnis mitzuschleppen —, ich weiß, gleich hinter der Homobay ist noch Schlafkrankheit — aber entschuldigen Sie wirklich, jetzt sind wir einmal da.“

Der Rotbart brannte vor Neugierde und kam eilig zu mir heran, als er meine Verlegenheit sah. Aber ehe er Aus-

kunst bekam, mußte er mir erst dolmetschen helfen. Unter seinem Einfluß posierten die Schwarzen willig vor der Kamera. Mitten in den Aufnahmen sah ich Ralph allein daherkommen. „Mein Kamerad“ und Helene hatten Renate beispringen müssen, die jetzt doch mit den Trägern nicht fertig wurde. Ibbot hatte alle Hände voll zu tun, den Leichter mit dem Auto an die Mole zu dirigieren. — Mole klingt übrigens etwas zu großartig; es war lediglich ein Steindamm, der aus dem papyrusbestandenen, sumpfigen Ufer in den See hinausgebaut war.

Diese Gelegenheit hatte Ralph benützt. Er war auch ganz gut allein über die Dhau geklettert und balancierte jetzt über die Planke, die von dieser auf den Damm gelegt war. Da wich die Dhau unter dem Druck des Leichters, den Ibbot zwischen den Segelschiffen hindurchdrückte. Die Planke verschob sich und drohte abzurutschen. Ich sprang rasch vor. Aber da war schon Mbokom zur Stelle, der „Lerch“ wie ein Heiligtum vor sich hertrug, hob Ralph auf den Arm und sprang in großem Satz mit ihm an Land. Im nächsten Augenblick klatschte die Planke ins Wasser.

Erleichtert eile ich zu meinem Apparat zurück. Aber wie ich zu drehen anfangen will, fehlt die Kurbel. Trotz der Hitze wird mir eiskalt. Die Reservekurbel ist gestern gebrochen. Ich habe keine andere. Ich kriege den Missionar an den Schultern. Er soll einen Preis auf die Wiedererlangung der Kurbel aussetzen. Dann dränge ich mich zwischen der Menge hindurch. Ein paar hundert fremde Neger stehen herum. Es ist fast hoffnungslos, die Kurbel wiederzubekommen, aber ich muß und muß sie haben. Am Ende des Dammes zögere ich, dann laufe ich instinktiv nach rechts ins Schilfdickicht. Und weiß Gott, da hockt einer und probiert, wie sich die Kurbel als Ohrschmuck macht. In meiner



Freude, die Unentbehrliche wieder zu haben, vergesse ich ganz, ihn zu bestrafen.

Wie ich zurückkehre, wird gerade unter ungeheurem Geschrei das Auto auf ein paar schmalen Planken auf den Damm geschoben. Es sieht aus, als müsse es jeden Augenblick abstürzen. Unser Gepäck liegt auf dem Damm verstreut. Die Menge drängt dagegen und droht es ins Wasser zu drücken. An einer andern Stelle steht Ralph, in stoischer Ruhe wartend, bis man ihn holt. Mbokom hockt hinter ihm und redet eifrig auf die Umstehenden ein. Augenscheinlich schildert er das Wunder „Lerch“. Ralph versteht, um was es sich handelt, und zieht ab und zu mit der Miene eines Hohenpriesters an dem Drahting, der den Ochsen muhen läßt. Die Wirkung ist erschütternd.

Ich filme rasch die Landung des Autos, inzwischen rettet „mein Kamerad“ Gepäck und Kinder auf einen sicheren Fleck auf dem festen Land. Das Auto steht endlich glücklich auf dem Damm. Jbbot wirft den Motor an, der „Missionar“ setzt sich ans Steuer. Er soll den Wagen zum Häuptling Matobo fahren.

Jbbot tritt zu uns und wischt sich den Schweiß. „Gehen wir zu mir!“ Unsere Karawane setzt sich in Bewegung. Fünfundzwanzig Boys tragen unsere Lasten.

Kua mua besteht aus einem Duzend Dufas, Wellblechhütten, in denen indische Händler versuchen, den angeworbenen Rekruten ihr Handgeld noch vor der Einschiffung möglichst rasch und möglichst restlos abzuruchern. Da gewöhnlich einige Zeit vergeht, ehe die „Upesi sana“ die Arbeiter befördert, so gelingt das auch meistens.

Diese angeworbenen Arbeiter lungern überall herum. Jbbots rote Decken sind zahlreich vertreten, aber man sieht auch die gelben mit Löwenmuster der Konkurrenz. Muster



und Farbe der gespendeten Decke sind entscheidend für den Erfolg der Werbearbeit.

Wir wandern durch die Reihe der Dukas. An ihrem Ende steht ein geradezu herrlicher wilder Feigenbaum. Seine weitausladenden Zweige geben ein wundervolles Schattendach. Das wäre ein idealer Lagerplatz. Aber leider ist er bereits besetzt. Jeden Morgen ist hier Markt.

Das ist doppelt schade; denn das Land hat sonst keine Bäume, nur um die Dörfer herum, in denen wir doch nicht wohnen können.

„Dort ist meine Residenz!“ sagt Jbbot und zeigt auf — eine Hütte mitten in der kahlen Steppe. Davor stehen zwei Zelte. Ein verkrüppelter Baum spendet kümmerlichen Schatten. Dort werden wir wohnen.

## 28. Jbbots Schicksal.

Kua mua.

Dreimal stieß ich mir den Schädel am Hütteneingang an, so niedrig war er. Man bückte sich beim Eintritt immer noch nicht tief genug. Aber drinnen war die Hütte hoch und geräumig, durch eine niedere Mauer quer geteilt, links die Küche, rechts Wohn- und Speiseraum. Über die Scheidewand hin konnte man sich mit dem Koch verständigen.

In der Mitte stand ein großer runder Tisch mit Stühlen, festen, soliden Stühlen. Wenn man nur Klappmöbel mit sich führt aus Stangen und Segeltuch, die immer im ungeeignetsten Moment unter einem zusammenbrechen, weiß man, was das heißt. Ralph weiß es: „Mensch! Mister Jbbot muß aber reich sein!“ wandte er sich an seine Mutter, „er hat zwei Stühle; zwei, vielleicht drei“, sagte er nachdenklich. Es waren fünf, aber mit Zahlen stand Ralph noch auf Kriegsfuß.

Das Prunkstück jedoch war das Büfett. Es füllte die ganze eine Schmalseite der Hütte und bestand — aus leeren Whiskykisten. Hoch oder quer gestellt, vor- oder zurückgeschoben, mit Vorhängchen; wie gesagt, es war ein Prunkstück. Tbbot hatte mir alles erklärt: „Hier steht Zucker, Kaffee, dort Konserven. Hier ist das Grammophon, dort die Platten, Bücher, Zeitschriften, und hier Whisky und Gin.“ Dann ging er. Ja, dann war er gegangen — nachdem er uns vorher noch seine Gewehre, seine Munition, seinen Koch, seine Diener, kurz sein ganzes Haus mit allem Drum und Dran zur Verfügung gestellt hatte.

In Südamerika waren wir einmal Gäste eines argentinischen Estanziero. Dieser überließ uns ein Palais mit Dienerschaft, Pferden und Autos zur freien Verfügung, während er selbst in Buenos Aires weilte, nur daß er eben noch ein Haus in der Hauptstadt besaß und eine Villa in Mar del Plata, während Tbbot in das schauerliche Kasthaus nach Kisumu zurückfuhr.

Während des Vormarschs in Frankreich erlebte ich es einige Male, daß wir in Quartiere kamen, die von ihrem Besitzer Hals über Kopf verlassen. Die Atmosphäre der Einwohner hing noch so an jedem Stück, daß man sich plastisch ein Bild von ihnen und ihren Gewohnheiten machen konnte. So ging es mir jetzt mit Tbbot, nur daß die Rechnung nicht aufging, daß ein Rest blieb, ein ungeklärtes Geheimnis.

Ralph hatte recht. Dieser Mann war reich. Finanzielle Gründe konnten es nicht sein, die ihn nach Afrika geführt hatten, um dort ein Leben in der Wildnis zu führen. Silbernes Besteck. Das Grammophon Luxusausführung, seine Gewehre einige hundert Pfund wert. Aber der Lauf der kostbaren Elefantenbüchse hatte Rost angefressen. Das Silber



lag achlos herum. Draußen an den Baum gelehnt, verkam in Sonne und Regen ein „Indian“-Motorrad, obgleich es nur wenig Mühe gekostet hätte, es in eins der Zelte zu schieben.

Ibbot war erste Familie, seine Manieren untadelig. Selbst in der Bezechtheit bewahrte er Haltung. Er war Ingenieur. In einem Fach des Whiskybüfetts lag eine Mappe mit Dokumenten, Zeugnissen, Zeichnungen und Photographien von Bauten, die er ausgeführt. Es war eine erstaunliche Mappe. Ibbot mußte einmal ein sehr bekannter Baumeister gewesen sein. Und jetzt saß er hier im Kavi-rondoland, warb Arbeiter an und verfrachtete sie selber über den See.

Die Diener deckten den Tisch, der Koch brachte das Essen. Um nichts brauchten wir uns zu kümmern. Auch seine Zelte hatte Ibbot uns zum Schlafen angeboten. Wir zogen es vor, unsere eigenen aufzuschlagen. Immerhin waren sie angenehm zum Abstellen des Gepäcks, wie als Wasch- und Baderaum.

Nach dem Essen drehten wir das Grammophon an. Ibbot hatte ungefähr die gleiche Plattenauswahl wie wir zu Hause: Walzer und Foxtrotts, aber auch Parsival, Mozart, Schubert . . . Wir lagen zurückgelehnt in den bequemen Stühlen. Nebenan schwächten die Boys. Ein Suahelimädchen huschte zur Tür herein in seinem besten Staat, das Haar sorgfältig in zwanzig Scheitel geteilt. Sie stutzte, als sie uns sah, erschrak und zog sich dann unwillig zurück.

Wir sahen uns an: „Verstehest du?“

„Nicht ganz, aber ungefähr!“

Der Walzer aus dem Rosenkavalier lief ab. Häßlich schnurrte der Apparat. Draußen schrie ein Schakal.

„Ibbot wollte ursprünglich hierbleiben, nur um unseret-



willen kehrte er wieder um. Er wollte seine Gastfreundschaft vollkommen machen, indem er uns sein Haus allein überließ.“ Ich nickte nur und legte eine neue Platte auf.

Nach dem Eintreffen in seinem Haus hatte sich Ibbot zunächst an den Whisky gemacht, Glas um Glas geleert. Plötzlich hörte er auf und sagte, er müsse jetzt zurück, sonst käme er allzusehr in den Sturm. Aber dann blieb er noch, ohne zu trinken. „Es war so schön, daß Sie kamen.“ Man merkte ihm an: er überlegte, was er uns noch Liebes antun könnte. Plötzlich sagte er unvermittelt: „Ich habe hier mit meinem Bruder gelebt. Er verletzete sich am Auge. Ich schickte ihn nach Nairobi ins Hospital. Vier Wochen, sagte der Arzt. Der dumme Junge lachte und ging auf Elefanten. Als er zurückkam, war nichts mehr zu machen. Auf beiden Augen blind. Ich habe ihn nach England zurückschicken müssen.“

Das war alles, was uns Ibbot von seinen Familienverhältnissen erzählte. Aber das konnte der Grund nicht sein. War es eine Frau? Eine große Enttäuschung? Ehe er ging, nahm er Ralph auf den Schoß. Der Junge entdeckte an seinem Handgelenk ein Armband aus Giraffenhaar und griff danach.

Ibbot gab es ihm. „Es ist eine Schande, eine Giraffe zu schießen,“ sagte er entschuldigend zu uns, „aber es war im Krieg,“ — Ibbot hatte gegen Lettow gefochten — „ich mußte sie schießen.“

Er brach ab. Irgendeine Geschichte hing mit dem Giraffenarmband zusammen. Plötzlich schob er es Ralph über den Arm. „Hier, nimm es, ich schenke es dir.“

Dann stand er mit einem Ruck auf. „Jetzt muß ich aber gehen.“ Wir versuchten ihn zu halten. „Sie kommen in die Nacht, es ist glatter Wahnsinn!“

„Nein, nein, ich muß gehen!“ Wir brachten ihn an den Kai. Er fuhr allein. Die rekrutierten Boys weigerten sich, so spät noch über See zu fahren.

Als wir vor die Hütte traten, um in unser Zelt zu gehen, huschte ein Schatten von der Tür fort. Der südliche Himmel mit all seinem überladenen Sternengewimmel funkelte wie der Newyorker Broadway. Das Gewitter hatte sich verzogen. Klar und scharf zeichnete sich die Silhouette der Homoberge ab, hinter denen die Schlafkrankheit wohnt.

## 29. Erste Bekanntschaft mit den „Sieben-Tage- Abenteurern“.

Rua mua.

Als ich am nächsten Morgen vors Zelt trat, stand Daniel davor, im dunklen Anzug, steifen weißen Kragen, Hut in der Hand, alles tadellos.

„Was willst du?“, fuhr ich ihn an, „hab ich dir nicht gesagt, daß ich dich nicht brauche!“

Sein regelmäßiges schwarzes Gesicht verzog sich zu einer verlegenen Grimasse. „Ich dachte, vielleicht hat sich der Herr anders besonnen. Ich bin hier zu Hause, das sind meine Leute. Ich kann dem Herrn behilflich sein. Ich bin Beamter in Nairobi. Ich bin nur auf Urlaub hier. Ich will kein Geld.“

„Es hat keinen Zweck, Daniel. Ich habe dir gesagt, ich brauche dich nicht.“

Der Schwarze verbeugte sich höflich und ging. Schade! dachte ich, warum mußte er Jbbot noch zuletzt in den Weg laufen! Daniel hatte sich mir gestern schon als Dolmetscher und Diener angeboten. Er war ein Kavirondo und sprach fließend Englisch. Etwas Besseres hätte ich gar nicht bekommen können. Aber da war Jbbot dazwischen gefahren. Es



war auf dem Wege zum Ufer. Ibbot gehörte zu jenen Kolonial-Engländern, die keinen Schwarzen in guter, europäischer Kleidung sehen können, ohne in Wut zu geraten. Als Daniel vor mich hintrat, höflich und bescheiden, lief Ibbots Gesicht rot an. Er faßte den Neger am Rock: „Was soll das, warum läufst du so herum! Da trag meinen Koffer!“ Er winkte seinem Boy, der hinter ihm herging und sein Gepäck wieder zum Motorboot zurücksuhr.

Der Neger sah ihn ruhig an und rührte sich nicht. Ibbot schwohlen die Adern. „Was, du willst nicht, du Lump? Hier hast du einen Schilling. Trag mein Gepäck!“

„Ich bin Beamter im Eingeborenenkommissariat in Nairobi, Herr!“ sagte der Schwarze.

„Und deshalb dünkst du dich zu gut, mein Gepäck zu tragen? Du Ibiot!“ Mit beiden Fäusten schüttelte der Weiße den Schwarzen.

Der wurde blaß unter der dunklen Haut. „Warum tun Sie das, Herr, muß ich Ihren Koffer tragen, weil ich schwarz bin?“

Glücklicherweise besann sich Ibbot nun und ließ ihn stehen. Nach diesem Zwischenfall konnte ich unmöglich Daniels Dienste in Anspruch nehmen. Es gibt eine weiße Solidarität, die nicht durchbrochen werden darf. Ob recht oder unrecht, man hat die Partei des Rassegenossen zu ergreifen. Aber schade war's schon. Ibbot war restlos im Unrecht, und Daniel hatte sich tadellos benommen. Wie bekomme ich jetzt einen Dolmetscher!

An all das mußte ich denken, als ich Daniel nachsah. Als hätte er meine Gedanken erraten, drehte er sich um und kam nochmals zurück.

„Verzeihen Sie, Herr, ich wollte Sie nur warnen. Nehmen Sie sich vor Matobo und seinen Leuten in acht!“



Ich lachte: „Die werden uns schon nichts tun!“

Daniel zuckte die Achseln. „Matobo führt irgend etwas im Schilde. Ich weiß nur nicht, was. Aber wir werden über Sie wachen, ich und die Brüder. Wir haben gestern den ganzen Abend gebetet.“

Aha, die „Sieben-Tage-Abenteurer“! Gehörte Daniel auch dazu? Deshalb geriet Zbbot gestern wohl so in Wut.

Die „Sieben-Tage-Abenteurer“ nannte Zbbot die amerikanische Sekte, die auf den Höhen hinter Kua mua eine Missionsstation hatte. Wie die Adventisten hielten sie den Samstag als heiligen Ruhetag, daher wohl der Spitzname! Aber ihre Eigentümlichkeit lag in der stündlichen Erwartung des Heilands. „Passen Sie nur auf, daß sie Sie nicht dafür halten“, hatte Zbbot lachend gesagt. „Ihr Kommen ist ungewöhnlich genug. Ich bin ja glücklicherweise gegen solchen Verdacht gefeit“, fügte er lachend hinzu. „Mich mögen sie nicht. Sie sagen, ich saufe. Deswegen haben sie bei Matobo gegen mich intrigiert, so daß er verboten hat, mir Land zu verkaufen und ich kein Haus bauen kann, sondern in dieser Hütte leben muß.“

Daniel sah mich erwartungsvoll an. Dann fuhr er fort: „Matobo hat für heute nachmittag alle Unterhäuptlinge und Altermänner eingeladen. Er hat viel Bier bereit gestellt. Es wird ein wüstes Gelage geben.“

„So,“ sagte ich, „da werde ich in den Kraal gehen. Das ist gerade, was ich filmen will.“

„Dann werde ich Sie begleiten, Herr, Sie werden meine Hilfe nötig haben.“

Ich wurde böse. „Geh, mach endlich, daß du fortkommst. Ich will nicht noch einmal sagen, daß ich dich nicht brauche.“

Ich ging in Zbbots Zelt, wo die Boys die Badewanne

aufgestellt hatten. Als ich wieder herauskam, hockte, weiß Gott, Mboikom davor. Auch er hatte mir gestern seine Dienste angetragen. Aber Ibbot warnte mich, Mboikom sei als Dieb bekannt. Wiederum schade, Mboikom hatte so ausgezeichnet für Kalph gesorgt.

„Jambo bwana, Jambo sana!“ Mboikom verneigte sich tief. Ich sah ihm in die Augen. Sie erschienen mir zuverlässig und anständig. Aber ich konnte als Gast in Ibbots Haus doch keinen Boy engagieren, den der Hausherr mir als unehrlich bezeichnete. So mußte ich ihn wegschicken. Er schlich davon wie ein Hund, der Prügel bekommen hat.

### 30. Das Gelage.

„Hö ... Bö! Hö ... lö!“ Mehr unterschied ich nicht. Die Weiber sangen, kreischten, schrien, quietschten. „Hö ... lö!“ In einer langen Kette, eng aneinandergedrückt, wogten sie auf mich zu und wieder zurück. Es war lediglich der Rhythmus dieses rohen, wilden, ungezügelter Tanzes — ein schamloses Vor- und Zurückwerfen der Leiber, von Gesang und Ton konnte keine Rede sein. Jede brüllte, wie sie wollte, nur durch das Gleichmaß der Bewegung kam ein roher Rhythmus in das Gelärm.

Ein Teil der Weiber war in Kavirondotracht, das heißt nackt, nur mit dem Puschel über dem Gesäß, dem Abzeichen der Verheirateten. Die meisten hatten jedoch irgendeinen schmutzigen, europäischen Lappen vorgebunden, oder sich in ein billiges Tuch eingewickelt, das die Inder unten in den Dukas feilhielten. Durchweg waren es alte, widerliche Betteln und sämtlich sinnlos betrunken.

Sie hatten mich von allen Seiten eingekreist. Sie stießen mit den Brüsten nach mir und drohten, mir den Apparat



Daniel und sein interessantes Profil.



Das Missionsdorf von Kua Mua.





Die „malerischen“ Kavirondo-Häuptlinge.

umzuwerfen. Was hinter der Kette der tanzenden, größten Frauen war, konnte ich nur undeutlich erkennen — eine Masse ineinander verquirelter schwarzer Leiber, ein Hexensabbat von Männern, Weibern und Kindern, tanzend, schreiend, trinkend.

Wie in einem riesigen Topf spielte sich dieser Höllenbreughel ab. Seine Wände bildeten die hohen Dorfspalisaden, diese lebende Umwallung aus Stamm an Stamm gepflanzten, hohen Bäumen. Der eine schmale Ausgang war verstopft, durch Menschen, Vieh, Geräte, Bezechte, Ohnmächtige, was weiß ich. Der Raum innerhalb der Umzäunung war viel zu klein, um alle dorthin zu Matobos Gelage Geströmten zu fassen. So wirbelte die Menge durcheinander, kochte gleichsam auf, schäumte die Wände empor.

Meine beiden Boys waren verschwunden; ich stand allein. Ich tat das einzige, was einem in einer wilderregten Menschenmenge übrig bleibt. Ich stand eiskalt und unbewegt auf meinem Platz, entschlossen und bereit, die ersten, die mich oder meinen Apparat berührten, niederzuschlagen.

An Aufnahmen war kein Gedanke. Die Leiber tanzten unmittelbar vor meinem Objektiv. Die Luft war voll Staub. Außerdem hatte sich der Himmel bewölkt. Es drohte jeden Augenblick zu regnen. Aber ich wagte nicht, mich zu bücken, um die Kamera in den Kasten zu tun, da ich im gleichen Augenblick samt Kamera und Stativ umgeworfen und unter den Füßen der berauschten Megären zertrampelt sein konnte.

Die Lage war nicht angenehm. Wir waren hier weit und breit die einzigen Weißen. Kavirondoland ist Eingeborenenreservat, hat Selbstverwaltung. Es gab hier weder englische Beamte noch Polizisten oder Soldaten. Ich war weniger um mich besorgt als ärgerlich über die entgangenen

Aufnahmen. Es gab hier Szenen, wie ich sie nie wieder bekommen würde.

Gerade waren die Weiber wieder dicht gegen mich vorgestoßen, als aus dem Lärm einige gellende Schreie kónten, anders als die bisherigen. Die Frauen drängten zurück, wieder vor. Der Rhythmus des Tanzes brach ab, obgleich die Trommeln weiter dróhnten. Ein unbeschreibliches Durcheinander. Das gellende Schreien nahm zu. Und dann sah ich geschwungene Nilferdpeitschen unbarmherzig auf die kreischenden Weiber niedersausen, auf die geschorenen Köpfe, über den Rücken, die Arme, die schlaff herabhängenden Brüste.

Dann war Ruhe und freier Raum um mich. Vor mir stand Daniel mit etwa einem Duzend großer, kräftiger Gestalten, denen man sämtlich eine lange Dienstzeit als Askari oder Polizeisoldat ansah. Auch Daniel war wie die übrigen in kurzen Khakihosen, in der Hand den Kiboko, der aus der Haut der Flußpferde geschnitten wird.

„Ich will den Tanz der Frauen photographieren, Daniel!“ sagte ich, als ob gar nichts Besonderes vorgefallen sei und als ob ich niemals die Dienste des „Sieben-Tage-Abenteurers“ mir energisch verboten hätte. „Sag den Frauen, sie sollen ein paar Schritt zurücktreten und nicht zu nahe zu mir hertanzen!“

Daniel dolmetschte. Proteste wurden mit der Peitsche beantwortet. Endlich standen sie in einer Reihe, zehn Schritt vor der Kamera.

Die Weiber kreischten wütend auf Daniel ein. „Sie wollen Geld“, sagte er zu mir.

„Bekommen sie, aber erst wenn... Da hier, Daniel,“ unterbrach ich mich, auf ein paar junge, splitternackte Hexchen mit festen runden Brüsten deutend, „stell' die da in die erste Reihe!“



Die Mädels witterten Unrat, kreischten, wollten davon. Die Ex-Askaris hinterher, bekamen sie zu fassen, zerrten sie vor die Kamera. Sie sträubten sich, schrien, strampelten. Die alten Betteln keiften dazwischen.

Die Trommeln setzten wieder ein. „Los! Tempo!“ schrie ich. Die Kurbel surrte. In Ekstase warfen mir die alten Frauen und die jungen Mädchen ihre Leiber entgegen.

Da brach der Tanz ab. Daniels Leute wollten mit der Peitsche aufmuntern, aber plötzlich wichen auch sie zurück. Ein Haufen glattweg der Hölle Entstiegener schob sich zwischen den auseinanderstiebenden Weibern auf mich zu.

Die Männer, die da herankamen, waren, von schmalen Fellstreifen abgesehen, sämtlich nackt, aber so mit Schmuck behangen und mit Farbe beschmiert, daß man von ihrer Nacktheit nichts bemerkte, ja, daß sie überhaupt jede Menschenähnlichkeit verloren. Das Gesicht des einen war kalkweiß gestrichen, das Auge kohlschwarz umrahmt, die andern zur Hälfte rot und grün beschmiert, ein dritter als Teufelsfrage bemalt. Sie trugen einen schauerlichen Schmuck aus flachgeschliffenen Hippozähnen. Manche hatten sich die Zähne an beiden Kiefern festgebunden, so daß sie wie riesige Eber wirkten, andere zierten Halskrausen daraus oder Stirnkronen. Sie hatten die Ohren durchbohrt, aber nicht etwa nur die Läppchen, sondern den ganzen Rand des Ohres mit Duzenden von Löchern. Wahre Metalllasten hingen klirrend und klimpernd darin. Die Leiber und die Beine waren bemalt. Keine Stelle am Körper, an der nicht ein widerlicher, schauerlicher „Schmuck“ angebracht war.

Die Trommeln hörten eine nach der andern auf. Der Lärm verstummte. Das war das Unheimlichste. Es wurde mit einem Male totenstill.

Sonnenuntergang war nicht mehr weit. Die Wolken

hatten sich wieder verschoben. Ein letztes grelles Licht fiel auf das Dorf, aber der die Luft füllende Staub machte es unwirklich und fahl.

Die bemalten Schauerfrägen kamen dicht heran. Statt der Weiber umgaben sie mich jetzt im Kreis. Einer trat vor. Er trug einen Halskragen aus einem einzigen ungeheueren Flußpferdzahn. Ein Kupferdraht lief ihm von einem Ohr zum andern über die Stirn, ein anderer unterhalb der Nase über das Gesicht. Sie schnitten tief ins Fleisch, ließen es hervorquellen, so daß es aussah, als trüge der Mann eine schauerliche Halbmaske, aus der Haut eines andern Menschen geschnitten.

Daniel dolmetschte. „Der Häuptling schickt die Altermänner. Er verbietet, daß hier photographiert wird.“

„Mir hat noch nie ein Negerhäuptling etwas verboten. Sag ihm, daß er ein Geschenk bekommt, Daniel!“

Der schüttelte den Kopf. „Der Häuptling ist reich. Er hat fünfhundert Rinder und siebzehn Frauen. Das Geschenk muß sehr groß sein.“

Ich überlegte. Ich wollte nicht nachgeben, außerdem wollte ich mir die seltenen Aufnahmen nicht entgehen lassen. Die Altermänner standen finster und unheimlich um mich herum. Bisher hatte ich keinerlei Waffen gesehen. Nun tauchten mit einem Male junge Krieger hinter ihnen auf mit Schilden aus Büffelhaut und langen Speeren. Einige trugen einen herrlichen Kopfschmuck aus Straußensehern. Hier gab es noch viel für mich zu tun.

„Ich werde selbst mit dem Häuptling reden“, entschied ich. Heute war ohnehin nicht mehr viel zu machen. Die Sonne mußte gleich untergehen.

Widerwillig machten die beschmierten Frägen Platz, als ich mich mit Daniel zwischen ihnen hindurchdrängte.



Die Überraschungen dieses Tages waren noch nicht zu Ende. So hatte ich mir einen Kommerz bei den Kavirondos nicht vorgestellt. Vor der Hütte des Häuptlings stand ein Tontopf von geradezu ungeheuerlichen Ausmaßen. Ein züngelndes Feuer, das darunter brannte, hielt seinen Inhalt warm.

Um diesen Topf hockten etwa ein halbes Hundert Männer, die meisten in barbarischster Weise bemalt und beschmiert. Jeder hielt ein Rohr im Munde, dessen anderes Ende im Topf steckte. Unbewegt und feierlich hockten sie da und sogen die Flüssigkeit ein, die man zwischen den Rohrenden ekelhaft und schmutzig schäumen sah. Wenn einer einmal mit Trinken aufhörte, drängten sich sogleich einige der umstehenden Jüngeren oder Weiber hinzu, um hastig einige Züge zu tun.

Mitten unter den Zechenden saß der Häuptling, ein kleines, unscheinbares Männchen. Als einziger trug er europäische Kleidung.

Ich ließ mich ihm gegenüber auf einem Schemel nieder und sagte ihm durch Daniel einige Artigkeiten. Daß ich eigens den weiten Weg aus Deutschland gereist sei, um Bilder von ihm und seinem Volke zu machen.

Bissig und böseartig lauschte der Häuptling Daniels Übersetzung. Das wird teuer, dachte ich. Ich überlegte, wieviel man ihm bieten müsse.

Daniel übersetzte seine Antwort. „Der Häuptling hat von dem sonderbaren Tier gehört, das der kleine, blonde Bwana besitzt, der mit dir ist. Er möchte wissen, ob es wahr ist, daß es brüllt wie ein richtiger Stier.“

Da bot sich eine Aussicht. „Sag dem Häuptling, daß ich es ihm zeigen werde, aber ich will ein Bild von einem großen Tanz machen, zu dem alle seine Krieger kommen.“



Der Häuptling sog nachdenklich an seinem Rohr. „Ich werde es mir überlegen. Komm morgen um Mittag, da bin ich allein, und wir können alles in Ruhe besprechen.“

Aha, du Schlaufuchs, dachte ich, die andern brauchen nicht zu wissen, was du dir bezahlen läßt!

Die ganze Nacht währte das Fest. Immer wieder wachte ich von dem dumpfen Dröhnen der großen Trommeln auf. Für alle Fälle hatte ich die Repetierbüchse geladen neben mein Bett gestellt. Aber obgleich die Trupps der betrunkenen Heimkehrenden in nächster Nähe an unserm Lager vorbeizogen, verging die Nacht ohne jede Störung.

### 31. Präliminarien.

Kua mua.

Ich fange an, von den „Sieben-Tage-Abenteurern“ eine hohe Meinung zu bekommen. Im allgemeinen kann ich ja nicht behaupten, von den Missionsboys entzückt zu sein. Sie mögen ihre Verdienste haben, aber für meine Bedienung ist mir ein Ungetaufter lieber. Einer, der noch an den alten Zauber glaubt, ist davon durchdrungen, daß er binnen drei Tagen stirbt, wenn er beispielsweise stiehlt. Ein schwarzer Christ dagegen weiß natürlich, daß das Schwindel ist, daß ihm nichts passiert, falls er nicht erwischt wird, und daß ihn höchstens im Jenseits die Strafe trifft. Bis zum Jenseits aber ist noch lange hin, folglich ...

Aber diese Schwarzen „Sieben-Tage-Abenteurer“ waren großartig, nicht nur Daniel und seine Leibgarde. Was immer ich wollte, die Missionsboys besorgten es mir. Ich wollte den Markt unter dem alten wilden Feigenbaum aufnehmen. Die zufällig anwesenden Missionszöglinge verhin-  
derten, daß die Weiber erschrocken davonliefen, und arrangier-

ten mir eine großartige Szene. Ich wollte mein Klepperboot aufstellen, um eine Fahrt über den See zu den Flußpferden zu machen, und sofort hatte ich Träger und Begleiter. Dabei wurden sie nicht einmal mit der Zeit unverschämt, sondern waren mit den Trinkgeldern zufrieden, die ich ihnen gab.

Natürlich besuchten wir den Missionar, obgleich es sehr weit bis zu seiner Station war. Das hätten wir auch unter andern Umständen getan. So wenig ich im allgemeinen von der Nützlichkeit der Mission unter den Eingeborenen Afrikas halte, soviel Bewunderung habe ich für das unendlich entsagungsvolle Wirken der Missionare. Außerdem sind es meist sehr nette Menschen und die besten Kenner der Sitten und Gebräuche der Eingeborenen.

Das Missionsdorf war hervorragend gehalten: saubere Häuser mit entzückenden Gärten davor. Die Schwarzen traten auf die Straße, grüßten, bildeten Spalier und begrüßten uns mit einer Begeisterung, für die wir keine Erklärung hatten.

Um so verblüffter waren wir über den Empfang durch den Missionar. In Gegenden, wo es so wenig Weiße gibt wie im Kavirondoland, steht man zu jedem Europäer von vornherein in einem freundschaftlichen Verhältnis, und wir konnten mit Recht erwarten, mit aller Herzlichkeit aufgenommen zu werden, zumal wir ja einen sehr weiten, heißen Weg hinter uns hatten. Der Missionar aber begrüßte uns — wenn man das Wort überhaupt anwenden darf — mit eifriger, beinahe feindseliger Förmlichkeit. Nicht einmal einen Stuhl bot man uns an. Aber da ich der Sache auf den Grund gehen wollte, übersahen wir sein Benehmen, setzten uns uneingeladen und legten soviel Unbefangenheit wie möglich an den Tag.

Im Laufe des Gesprächs stellte sich heraus, daß ich



einmal zusammen mit einem Angehörigen der Sekte, der einen sehr hohen Rang einnahm, augenscheinlich so etwas wie ein Heiliger war, auf einem holländischen Dampfer von Brasilien nach Europa gefahren war. Ich hatte damals nicht viel Geld und fuhr Zwischendeck. In der gleichen Klasse reiste — ich weiß nicht aus welchen Gründen — eben dieser „Sieben-Tage-Heilige“. Da wir beide nichts anderes zu tun hatten, ließ ich mich in das Wesen seiner Lehre einführen. Ich entsinne mich, daß sie, obgleich nur auf einer einzigen, und noch dazu willkürlich gewählten Bibelstelle aufgebaut, geistreich und einleuchtend war.

Bei der Langerweile der Fahrt und dem ständigen Zusammensein hätte der „Heilige“ beinahe einen Proselyten aus mir gemacht. Seinen Namen hatte ich vergessen, aber aus meiner Schilderung ging hervor, daß es nur dieses große Tier unter den „Sieben-Tage-Abenteurern“ sein konnte. So hatten wir wenigstens einen Berührungspunkt, und der Missionar ging etwas aus seiner Reserve heraus. Der „Heilige“ war übrigens vor kurzem auch hier im Kavirondoland gewesen, und vielleicht hing das sonderbar erregte Benehmen der Missionszöglinge mit den Eindrücken zusammen, die sein Besuch naturgemäß hinterlassen mußte.

„Ein zweifelhafter Empfang“, meinte ich auf dem Rückweg.

„Schon nicht mehr zweifelhaft,“ entgegnete mein Reisekamerad, „er hat ja eigentlich ziemlich klar herausgesagt, wir täten am besten daran, möglichst bald zu verduften.“

„Und dabei diese Aufnahme durch seine Schwarzen!“ sagte ich, auf die Eingeborenen deutend, die sich beinahe auf den Boden warfen.

„Nun ja, vielleicht gerade deshalb!“

Mir fiel eine Bemerkung ein, die der „Heilige“ auf der



Brasilienfahrt einmal gemacht und die die Quintessenz des „Sieben-Tage-Katechismus“ zu sein schien, daß der Heiland bereits längst wieder auf der Erde sei, ehe man es vermute, und daß er sich in unserm Nachbarn auf der Straßenbahn manifestieren könne. Wenn ich damit verglich, was der Missionar von der unverstandenen Lehre gesprochen und von der Schwierigkeit, den Schwarzen ihre Symbolik klarzumachen!

Ich mußte lachen. „Weißt du, ich habe in meinem Leben schon allerhand Rollen gespielt, aber für den Heiland bin ich doch noch nie gehalten worden.“

„Nun, wenn dich die Schwarzen auch für den Heiland hielten, so kannst du beruhigt sein, der Missionar hält dich für den leibhaftigen Gottseibeiuns! — Außerdem, wer sagt dir, daß du gemeint bist. Es kann sich ja auch um mich handeln, oder um Ralph.“

„Bei den Ungetauften spielt sicher Ralph die größere Rolle. Ralph, oder vielmehr sein Lerch...“

Nun, mochte es sein, wie es wollte, die Lage hatte jedenfalls ihre Vorteile. Auch mit Häuptling Matobo war ich ja denkbar gut auseinandergelommen. Am Tage nach dem Gelage hielten wir ein langes „Schauri“ ab. Daniel dolmetschte natürlich. Neben dem Häuptling saß Mbokom, den ich erst nach einer ganzen Weile wiedererkannte. Er hatte sich wieder als „wilder Kavirondo“ verkleidet. Natürlich nahm der Häuptling das recht erhebliche Geldgeschenk an, das ich ihm diskret überreichte. Aber das schien nicht einmal die Hauptsache zu sein. Auch hier sprachen augenscheinlich Faktoren zu unsern Gunsten mit, die ich noch nicht kannte.

Ich wollte eine Ngoma filmen, zu der die Kavirondos auf ihren Reitochsen angeritten kommen und zu denen sie ihren fabelhaften Straußensfeder schmuck anlegen. Ein solches

Tanzfest wird nur nachts als Trauerfeier für einen Häuptling oder dergleichen abgehalten.

„Es ist ganz ausgeschlossen, daß Sie das zu sehen bekommen,“ hatte der Major vom Gouvernement gemeint, „die Kavirondos haben das nur einmal getan, und zwar als der Gouverneur bei ihnen war.“

Diesen Stiertanz aber wollte ich haben, und um ihn drehte sich unsere Verhandlung. Eine ganze Weile kamen wir jedoch nicht vom Fleck, sei es, daß der Häuptling nicht mit seinen letzten Forderungen herausrückte, sei es, daß Daniel mir nicht alles übersezte. Ich hatte mich erboten, einige Ochsen zu kaufen und als Festschmaus schlachten zu lassen. Es würden sehr viele Leute zusammenkommen, meinte der Häuptling anzüglich, und ich war in der Zahl der angebotenen Ochsen bis auf sechs gegangen. Auf dieser Basis hatten wir schließlich abgeschlossen, und der Häuptling versprach, in alle Dörfer Boten zu schicken, um sein ganzes Volk zusammenzurufen.

### 32. Der Stiertanz und das Ende.

Kisii.

Ich weiß nicht, ob Ibbot sein Kamp wiedererkennen würde, käme er jetzt unvermutet zurück. Und mir ist bei dem Gedanken daran ein wenig unbehaglich zumute; denn ich weiß doch nicht, wie er über den Betrieb denken würde, der jetzt in und um sein Lager im Gange ist.

Ja, Betrieb ist das richtige Wort dafür. Es ist ein toller Betrieb. Aber ich kann nichts dafür. Es hat sich allmählich entwickelt, und jetzt ist mir die Sache über den Kopf gewachsen. Mit dem Viehkauf fing es an. Ich hatte durch Daniel verkünden lassen, daß ich einige Ochsen kaufen wollte.



Darauf kamen ganze Viehherden an. Schon in aller Morgenfrühe brüllte das Rindvieh vor unsern Zelten. Nun habe ich in meinem Leben zwar schon zahlreiche Pferde und Maultiere gekauft, auch schon einige Kamele und Esel, aber von Ochsen habe ich keine Ahnung. Nur so viel konnte ich erkennen, daß die Rindviecher, die mir da angetragen wurden, zum großen Theil keine Ochsen waren, sondern Kühe, und zwar augenscheinlich recht alte und zähe. Aber welche die besseren waren, und wieviel sie wert sein mochten, davon hatte ich keine Ahnung. Auf jeden Fall waren sie wesentlich theurer, als ich mir vorgestellt hatte. Daniel hatte zu Renate gemeint, ein Mädchen wie sie wäre im Kavirondoland zwanzig Ochsen wert. Danach nahm ich an, ein Stück Rindvieh könne nicht gar soviel kosten. Dann waren es aber doch etliche Pfunde. Nach langem Feilschen und Handeln hatte ich schließlich eine kleine Herde beisammen, die in der Nähe unseres Lagers unter der Aufsicht einiger speer- und schildbewaffneter Krieger weidete, bis der Tag des Festes anbrach.

So rasch ging das nämlich nicht. Zuerst mußten die ganzen Krieger zusammengetrommelt sein. Dann war der Wind zu stark, und sie wollten ihren kostbaren Straußensfederschmuck nicht aufsetzen. Dann hatten die Alterleute erst Beratungen und so weiter.

Inzwischen wuchs die Menschenmenge in Kua mua und um unser Lager. Mit den Viehverkäufern war eine Menge anderer Händler gekommen. Mein Reisekamerad, der leidenschaftlich gerne Papayas isst, hatte die Unklugheit begangen, diese Früchte zuerst dreifach zu überzahlen. Darauf wurden uns alle Papayas der ganzen Gegend zum Kauf angeboten. Und ich hatte eine noch viel größere Unklugheit begangen, indem ich einige der anrückenden malerischen Kriegertrupps



herangerufen, gefilmt und in meiner Freude über die gute Aufnahme reichlich entlohnt hatte. Seitdem kamen natürlich alle angerückt und wollten gefilmt sein. Wenn ich nicht filmte, wurden sie frech oder vielmehr versuchten sie alles, um mich zum Drehen der Kurbel und nachfolgender Geldverteilung zu bewegen. Sie formten sich einige hundert Schritt vor dem Lager in Linie und kamen dann unter wildem Gebrüll gegen unsere Zelte angestürmt. Wir haben alle gute Nerven, und nicht einmal Ralph regte sich über die Scheinattacken auf. Unangenehm war eher, daß sie danach wild zwischen unsern Zelten herumtobten und wir natürlich die Augen aufhaben mußten, damit nichts wegkam, zumal es sich ja nicht nur um die Krieger handelte, sondern um Hunderte und Hunderte von Zuschauern.

Am schlimmsten war das freche Gesindel der halbwüchsigen Buben und Mädels, die sich die herrliche Gelegenheit nicht entgehen ließen, so sonderbare fremde weiße Wesen einmal ganz in der Nähe und mit allen ihren Intimitäten zu studieren.

Dabei gab es aber immer wieder herrliche Szenen, so unangenehm und toll auch der Trubel war. Erstaunlich war, daß nicht mehr gestohlen wurde. Nur Renate fand einmal ihren Waschlappen, der zum Trocknen auf einer Schnur gehangen, als Schamshürze bei einer holden Vierzehnjährigen wieder vor. Sie war so verblüfft über diese Verwendung, daß sie ganz vergaß, ihr Eigentum zurückzufordern.

Das war aber wohl der einzige Fall, daß wir auf die Kavirondos im Sinne einer züchtigen Bekleidung wirkten. Sonst war eher das Gegenteil der Fall. Augenscheinlich hatte es sich rasch herumgesprochen, daß ich bei den Aufnahmen die Frauen und Mädchen in geschmacklosen europäischen und indischen Tüchern zurückwies, und da die Weiber

erst recht des Geldsegens theilhaftig werden wollten, den dieser verrückte weiße Mann über Kua mua ausschüttete, so folgte eine allgemeine Rückkehr zu den alten paradiesisch-unschuldsvollen Kleidersitten, selbst die ältesten Getauften legten Kleid und Tuch ab und befestigten wieder den puschligen Schwanz an ihrem allerwertesten Körperteil als einzige Bedeckung ihrer Blöße. Der Missionar oben auf seinem Hügel rang jetzt sicher erst recht die Hände und sah in mir einen wahren Abgesandten des Bösen, der Unruhe in seine fromme Herde brachte.

Trotz all der interessanten Aufnahmen begann aber schließlich selbst mir, bei dem wachsenden Trubel unheimlich zu werden, und ich war froh, als Daniel mir versicherte, heute nachmittag solle nun endlich das große Tanzfest bestimmt steigen. Da selbst das größte Dorf viel zu klein gewesen wäre, auch nur einen Bruchtheil der Zusammengeströmten zu fassen, sollte der Tanz draußen stattfinden, und zwar auf dem sanft ansteigenden Hang, der sich zwischen unserm Lager und dem Dorf Matobos erstreckte.

Von Mittag an begannen die einzelnen Tanzgruppen aufzumarschieren. Es war ein malerisches Bild, vorne die Unterhauptlinge auf ihren Reittieren, hinter sich auf der Kruppe den mächtigen Schild aus Büffelfell, dessen Flügel auf beiden Seiten so weit zurückgebogen sind, daß der Krieger von vorn und in den Flanken vollkommen geschützt ist. Dahinter die Krieger, wild bemalt, in Leopardenfellen, mit Schilden und Speeren. Dann Knaben mit Trommeln, der eine voranschreitend die Trommel auf der Schulter, hinter ihm ein zweiter, der mit dem Schlegel das Kalbfell wild bearbeitet. Zum Schluß die Tänzer mit ihrem Straußenschmuck, einem Kopfschmuck aus schwarzen und weißen Straußeneiern von ein bis anderthalb Meter Höhe und



ebensolcher Breite, geradezu märchenhafte Gebilde, die ihren Trägern ein geradezu unwirkliches Aussehen gaben.

Plötzlich kam mir der Gedanke, daß vielleicht morgen alles vorüber war. So wollte ich vorher noch rasch eine Aufnahme von dem Tanz der Frauen machen. Ich ließ sie einen Kreis formieren, und zwei, drei Duzend der Hübschesten zum Tanz antreten. Ihr Tanz war ziemlich primitiv. Unter Händeklatschen und Singen kamen sie in einer Art Fortrott auf mich zu. Aber wenn sie dann kehrtmachten, und ich all die auf- und abwippenden Schwänzchen vor mir hatte, kostete es Mühe, ernst zu bleiben.

Ich hätte gerne noch einige Einzelaufnahmen gemacht, allein inzwischen war der Lärm auf dem Hügel zum Getöse angewachsen. Gewohnheitsmäßig blickte ich nach meiner Rinderherde aus. Sie war nirgends zu sehen. Augenscheinlich hatten sich die Kavirondos schon darüber hergemacht. Nun war es wirklich Zeit, daß ich mich um das Fest umtat, das da auf meine Kosten gefeiert wurde.

„Los, los!“ rief ich meinem Reisekamerad zu. Oben auf dem Hügel brüllten und schrien sie schon. Die Tanzklappern rasselten, die Trommeln dröhnten.

„Boy, hierher!“ Die Weiber umdrängten mich in einem tollen, nackten Wirbel. Hundert nackte Arme streckten sich mir entgegen. Ich schleuderte im hohen Bogen Centstücke. Ein Knäuel von Leibern wälzte sich am Boden.

„Hast du alle Apparate?“ Mein Kamerad hatte sich glücklich zu mir durchgeschlagen. Ich überzählte und nickte. „Wo ist Ralph eigentlich?“ fragte ich, als wir das Lager schon hinter uns hatten.

„Bei Helene! Wir haben doch verabredet, daß die Kinder bei Helene in der Hütte bleiben, solange das Fest dauert.“



Mit einem Male wurden wir beide unruhig und kehrten um. Helene und Renate waren allein.

„Wo ist Ralph?“ — „Bei Frau Doktor doch!“ — Wir suchten das ganze Lager ab. Keine Spur von dem Jungen.

Ich weiß nicht, warum ich so erschrak. Das ganze Verhalten der Kavirondos erschien mir plötzlich unheimlich. Wie sonderbar hatten sie sich mit Ralph und Lerch gehabt! „Ist Lerch da?“ rief ich. — Auch Lerch fehlte. Das war schließlich bedeutungslos, aber mich ängstigte es, als bestehe jetzt erst eine tödliche Gefahr für das Kind.

Wir rannten den Hang hinauf. Die Zuschauer wichen erschreckt zur Seite. Dann standen sie wie die Mauern. Über ihre Köpfe sah man die wehenden, wippenden Straußenfederbüsche. Brüllen, Grölen, Trommeln! Der Lärm war unbeschreiblich. Ein Haufe hielt Stücke rohes Fleisch in der Hand. Sie hatten die Dohsen also schon geschlachtet! Ich schlug einen Weg durch die schwarze Mauer, stieß die Tanzenden zurück, die im Spiel mit ihren Speeren nach uns zielten.

Da saßen die Alterleute, der Häuptling, die Mediziner, grauenhaft bemalt und geschminkt. Und vor ihnen auf einem niederen Hocker, Lerch neben sich im Arm, gleichsam als Ehrengast, saß Ralph.

„Hört doch die schöne Musik, die die Eingeborenen machen!“ rief er uns entgegen. Gott sei Dank, es war ihm nichts passiert.

Mein Eindringen wurde augenscheinlich recht unliebsam empfunden, so hielt ich es für richtiger, mir nichts anmerken zu lassen und ließ Ralph zunächst ruhig auf seinem Platz. Ich schickte nach meiner Kamera und fing an zu filmen,

während mein Kamerad kein Auge von dem Jungen ließ. Es war nicht leicht; denn jetzt fing der Zauberer an zu tanzen und drängte sich dauernd zwischen uns und das Kind.

Sowie sich Gelegenheit bot, brachten wir den Jungen ins Lager zurück. Er ging sehr ungern. „Warum darf ich denn die schöne Musik nicht länger anhören?“ Ich stellte unsere Boys auf und ließ niemand mehr ins Lager hinein.

Ich nahm an, daß am nächsten Morgen der ganze Spuk vorüber sein würde, aber weit gefehlt. Von aller Morgenfrühe an war unser Kamp wieder belagert. Männer, Weiber, Kinder, Krieger, Länzer und Länzerinnen. Ich versuchte sie fortzujagen. Sie kamen immer wieder. Meine Boys rebellierten. Es war unbeschreiblich.

Am Mittag kam ein Brief vom Missionar: er müsse mich dringend sprechen. Gleichzeitig traf Daniel ein: die Brüder wären versammelt, wir sollten nicht zum Missionar gehen, sondern gleich zu den Brüdern. Schließlich langte auch noch eine Aufforderung von Matobo an, in die große Ratsversammlung der Häuptlinge und Altermänner zu kommen.

Sicher wäre es höchst interessant gewesen, herauszubekommen, was nun eigentlich los war, ob die Kavirondos in Lerch tatsächlich irgendeinen Zauber sahen und inwieweit die „Sieben-Tage-Abenteurer“ an das körperliche Wiedererscheinen des Heilands glaubten. Aber nach dem gestern Erlebten fing die ganze Lage doch an, ein wenig unbehaglich zu werden. Es war schon das beste, wir zogen uns zurück. Aber wohin? Wann die „Upesi sana“ wiederkommen würde, war gänzlich ungewiß. Ich hätte eine Dhau mieten können, aber ich wollte ja nicht zurück, sondern weiter ins Innere.

Einer der Inder hatte ein Lastauto. Ich wurde rasch



Die schwarzen Damen übertrumpfen die gewagtesten Abendtoiletten ihrer weißen Schwestern.



Ralph empfängt eine Kavirondo-Deputation.





Inmitten afrikanischer Wilder — ein Wahrheit gewordener Knaben-  
traum — für Ralph-Colin das selbstverständlichste Ding von der Welt.



Stundenlang konnten sie sich ansehen.

mit ihm einig. Ich schickte dem Häuptling eine Hundert-Schilling-Note, dem Missionar eins meiner Bücher, den Schwarzen Brüdern einen schönen Gruß. Im übrigen: „Der Graf läßt sich entschuldigen ...“ Und am nächsten Morgen rasselten wir auf dem alten, klapperigen Fordlastwagen des Inders nach Kisii, drinnen in den Bergen.

## In der äußersten Wildnis.

### 33. Wir warten im Tropenregen.

Xijj.

Un dem verflackernden, in weißen Stalaktiten vertropfenden Stearinlicht zündete ich die dritte Kerze an. Es mußte gegen Morgen gehen. Meine Augen schmerzten vom langen Lesen bei dem unruhigen Licht, das der durch die Zeltöffnung hereinwehende Luftzug in ununterbrochenem Zittern hielt. Aber ich konnte nicht aufhören. Heute war eine Trägerlast Briefe und Zeitungen eingetroffen, und ich fand kein Ende, ehe ich nicht mit dem letzten Blatt fertig war.

Draußen strömte der Regen, unaufhaltsam, unablässig wie jede Nacht. Unser Zelt war nicht mehr ganz dicht — schließlich dauerte der Regen schon 14 Tage — gerade über unsern Feldbetten war eine feuchte Stelle, von der sich in bestimmten Zeitabständen mit der Regelmäßigkeit eines Uhrwerkes ein schwerer Tropfen löste. Einstweilen konnten wir uns noch mit einem Gummimantel dagegen schützen. Aber morgen werden wir einen neuen Flicker aufsetzen müssen. Unser ganzes Zelt bestand schon bald nur noch aus übereinandergesetzten Flicker.

Auf dem Gummimantel hatte sich eine Lache gebildet. Bei einer unvorsichtigen Bewegung rann sie mir feucht gegen den Leib. Ein Tier schrie im Wald. Unter dem vorspringenden Zeltdach rumorte etwas. Das waren sicher die Affen, die sich über unsere Süßkartoffelvorräte machten. Ich war



schon zweimal in dem Regen hinausgelaufen, um sie zu verschrecken.

In Deutschland war jetzt Winter, Saison, Premierenhochflut. In Berlin gab es Bälle, Routs, Gesellschaften, Theater, Kino. Und wir lagen in der Wildnis im Regen. Ich sah von den Zeitungen auf in das rauschende Dunkel hinaus. Wie ein aus Tropfen gewobener Vorhang hing der fallende Regen vor unserm Zelt. Wir waren ausgestoßen, verloren, vergessen. Berlin, Deutschland, Europa, unser schönes Haus, all die Sicherheit und Bequemlichkeit eines zivilisierten Lebens waren etwas Unwirkliches geworden, das wie ein Spuk den Zeitungen entstieg.

Ich schob die Papierlast zur Seite. Wir mußten an Rückkehr denken. Einmal sollte in diesen Blättern doch auch unser Afrikafilm angekündigt werden, die Frucht all unserer Mühen und Gefahren. Bald ein Jahr waren wir unterwegs; Zeit und Geld fingen an knapp zu werden, und wir gingen immer tiefer in die Wildnis hinein.

Wenn ich es mir recht überlegte, war die Fahrt von Kua mua hierher nach Kisii eine Flucht nach vorn gewesen. Es war zu ungemütlich geworden unter den erregten Kavirondos und den „Sieben-Tage-Abenteurern“. Die ersten Tage in Kisii waren wir wie erlöst, daß nicht Tag und Nacht das wilde Getümmel um unser Lager herrschte. Aber was sollte werden? Wir konnten nicht unser Leben lang in Kisii bleiben, und das Weiterkommen hatte seine Schwierigkeiten. Vor allem hatte ich immer noch keine erstklassigen Elefantenaufnahmen. Um die zu bekommen, war ich eigentlich nach Kisii gefahren, oder hatte es mir wenigstens vorgeredet, als wir Hals über Kopf aus dem Kavirondoland aufbrachen.

Westlich von Kisii waren die Gebiete der Nandis, der

Lumbwa, und dann kam das „Niemandland“, der neutrale, unbewohnte Streifen, der ihre Gebiete von der Massai-steppe scheidet. Hier, wohin sich selten ein weißer Jäger verirrt, sollten noch große Elefantenherden sein. Aber um dorthin zu kommen, brauchte ich einen Führer und eine Transportmöglichkeit.

In Kisii lebten ein paar Weiße: ein britischer Kommissar, ein Grieche und zwei Engländer. Die drei letzteren oblagern der modernen, humanen Art des Sklavenhandels, der Anwerbung von Arbeitsrekruten für die Kenyafarmer. Von Jagd verstanden sie allesamt nichts. Aber da sollte es einen Buren geben, einen der letzten Berufsjäger vom alten Schlag, der ausschließlich von der Jagd lebte. Ich hatte ihm eine Botschaft geschickt, und er hatte geantwortet, er käme in einigen Tagen nach Kisii zurück, um einen gemeinsamen Jagdzug mit mir zu vereinbaren.

Inzwischen aber waren vierzehn Tage vergangen, vierzehn Tage Warten, vierzehn Tage Regen. In Kisii regnete es ununterbrochen. Die Regenzeit sollte eigentlich längst vorüber sein. Überhaupt handelte es sich in dieser Jahreszeit nur um die sogenannten „kleinen Regen“. Aber diesmal waren sie ausgeblieben, und dafür hatten augenscheinlich gleich die großen eingeseht, oder vielmehr die kleinen plus den großen.

Jeden Mittag so gegen 1 Uhr fing es an. Bis dahin mußten wir mit dem Essen und Aufräumen der Küche fertig sein, sonst schwamm uns alles hoffnungslos davon. Einmal hatte der Regen früher eingeseht. Da stand im Handumdrehen das Kochloch voll Wasser, auf dem die Töpfe mit unserm Essen lustig herumschwammen.

Sowie die ersten Tropfen fielen, flüchtete alles in die Zelte, und da hockten wir bis zum andern Morgen. Das heißt, oft genug gab es noch Arbeit im Regen. Wind setzte



ein, und die Zeltkleinen mußten straffer gespannt, die Pföcke, die sie hielten, tiefer eingerammt werden. Oder die rings um die Zelte gezogenen Gräben, die das Wasser ableiten sollten, mußten verbreitert und vertieft werden, wollten wir verhindern, daß die sich stauende trübe Flut über uns hereinbrach.

Wenn es gut ging, hörte morgens gegen 7 Uhr der Regen auf. Dann krochen wir aus unsern feuchten Löchern. Die Boys mühten sich verzweifelt, mittels einiger leidlich trocken gebliebener Holzscheite Feuer anzumachen. Dann begann ein großes Trocknen. Denn trotz aller Vorsicht waren doch immer Mäntel, Decken und Kleider naß geworden. Und vor allem die Stiefel! Der Boden rings um unser Lager hatte sich in einen feuchten, zähen Lehmbrei verwandelt. Dieser Lehmsumpf war das Allerabscheulichste; mit der Zeit trug man den ganzen Dreck auch in die Zelte, und alles, was wir hatten, begann sich mit einer Lehmkruste zu überziehen. Trotz allen erbitterten Kampfes gegen Nässe, Lehm und Sumpf wurde unsere Lage immer übler. Und von Pieter, dem Buren, war noch immer nichts zu hören.

Zum letztenmal setzte ich mir eine Frist. Wenn der Bur bis nächsten Dienstag nicht eintraf, wollten wir ohne ihn aufs Geratewohl losziehen. Ein Lastauto konnte ich zur Not von einem der indischen Händler mieten, und die nötigsten Boys hatte ich auch beieinander.

Der Dienstag brach an, ohne daß der Bur sich blicken ließ. Dafür regnete es auch am Vormittag. Unsere beiden Zelte tropften jetzt, und wenn man von einem zum andern ging, blieben einem die Stiefel im zähen Lehmbrei stecken. Es war höchste Zeit, daß wir fort kamen. Ich ging in die Straße der Dukas, ergänzte unsere Vorräte und sagte dem Inder, daß wir am andern Tag fahren wollten. Aber der



forderte nunmehr das Doppelte des vereinbarten Preises. Ich beschimpfte ihn auf englisch, kisuaheli und arabisch, aber er kannte unsere Notlage und blieb lächelnd bei seiner Forderung.

Wütend und naß ging ich in unser Lager zurück. An diesem Tag hörte der Regen überhaupt nicht auf. Was sollte werden? Ich wollte nicht unverrichteter Dinge an den Viktoriassee zurück, ganz abgesehen davon, daß wir ja auch dazu ein Lastauto gebraucht hätten. In nervösem Pläne-machen und wieder Verwerfen verging der Nachmittag, da erklang in der Ferne eine mißtönende Hupe. Ein alter, klappriger Lastwagen ratterte die Straße herauf. Klopfenden Herzens standen wir vor unsern Zelten. Weiß Gott, das Auto hielt auf unser Lager zu. Ein langer, hagerer Mann in einem Khakianzug von unbestimmbarer Farbe kletterte vom Führersitz. Mit einem Blick stellte ich fest, daß ich kaum je ein so verwittertes, unsympathisches Verbrechergesicht gesehen. „Ich bin Pieter“, sagte der Bur und streckte mir eine riesige, hagere Klaue entgegen.

### 34. Mit „bloody Pieter“ in den Busch.

Im D. E. Lager.

Ralph war der einzige von uns allen, der bei guter Laune blieb. Mit unermüdlichem Interesse sah er jedesmal zu, wenn Pieter mit einem zwischen den Zähnen gepreßten und gleichsam zerbissenen „bloody damned“ vom Sitz kletterte, weil wir wieder einmal im Sumpf steckten oder das Kühlwasser kochte oder irgendein anderes Unheil geschehen war.

Pieters Wagen hatte gleich bei der ersten Inaugenschein-nahme einen ebensowenig vertrauenswürdigen Eindruck gemacht wie er selber. Es war ein Chevrolet, das war das

einzig Gute an ihm. Aber es war ein uralter. Pieter hatte ihn mindestens aus dritter oder vierter Hand gekauft. Eigentlich war er bereits in Grund und Boden gefahren, was um so schlimmer war, als der Bur weder vom Fahren noch vom Motor etwas verstand.

Im Grund war es glatte Tollheit gewesen, sich einem solchen Fahrzeug und einem solchen Führer anzuvertrauen. Beim ersten Anblick wußte ich von Pieter, den wir unter uns alsbald nach seinem Lieblingswort „bloody Pieter“ nannten, daß er alles tun würde, mich hereinzulegen, möglichst viel Geld aus mir herauszupressen, um uns dann, wenn möglich, in der schlimmsten Lage sitzen zu lassen. Gleich beim Abschluß des Vertrages prallten wir aufeinander. Ich schloß den Vertrag vor einem der englischen Werber ab, um für alle Fälle einen Zeugen zu haben, und sah mich in jeder Weise vor, indem, von einem Vorschuß für Betriebsstoff abgesehen, alle Zahlungen erst zu leisten waren, wenn wir von unserm Jagdzug wieder zurückgekehrt waren. Außerdem gelang es mir, Pieters Forderungen auf die Hälfte herabzudrücken. Dagegen sicherte ich ihm eine Extragratisifikation von 100 Pfund zu für jeden Elefanten und jedes Rhino, die er mir auf 20 Yards vor die Kamera brachte. In unserm ersten Zusammenstoß hatte ich gesiegt, aber ich wurde des Sieges nicht recht froh; denn der Jäger zitterte vor Wut und machte den Eindruck, als ob er mich am liebsten niederschläge. Ich werde augenscheinlich gut tun, im Verlauf unserer gemeinsamen Reise die Waffen nie außer Griffweite zu lassen. Netze Ausichten das! dachte ich. Überhaupt hätte ich unter andern Umständen beim ersten Anblick Pieters abgelehnt, mit diesem Menschen, noch dazu in Begleitung meiner Familie, in die Wildnis zu ziehen. Aber ich war durch das Warten im Regen nervös geworden, und



ich hatte mir in den Kopf gesetzt, unbedingt jetzt und hier gute Elefantenaufnahmen zu bekommen, koste es, was es wolle. Und was sollte ich mit den Meinen tun? Hier lassen konnte ich sie nicht, zurückschicken auch nicht, also zogen wir zusammen los!

Von Anfang an stand unser Zug unter einem ungünstigen Stern. Beim Aufbruch regnete es, und so weiter Tag für Tag, obgleich wir eigentlich aus der Regenzone herauskamen. Über unser Gepäck hatte es den größten Streit mit Pieter gegeben. Er behauptete unter gotteslästerlichen Flüchen, daß wir einen unverantwortlichen Luxus mit uns in die Wildnis schleppten, und dabei hatten wir nichts als das Allernotdürftigste. Der unterste Angestellte einer Plantage oder Handelsgesellschaft hätte sich geweigert, so auf Safari zu gehen.

Pieter behauptete, mit so viel Gepäck nicht gerechnet zu haben, es würde bestimmt den Niederbruch seines Wagens zur Folge haben. Damit rechnete ich auch, wenngleich aus andern Gründen. Es war klar, daß der Bur die Schuld von vornherein auf mich abschieben wollte. Er wollte auch meine Boys als überflüssig nicht mitnehmen, doch ich bestand darauf, daß mindestens zwei mitführen, eine Maßnahme, die sich später sehr bewähren sollte.

Als ich mich auf den ausgefahrenen, überladenen Lastwagen setzte, war ich überzeugt, wir kämen den nächsten Berg nicht hinauf. Aber wir kamen hinauf. Und wenn auch, wie gesagt, der Wagen immer wieder stecken blieb, so kamen wir doch immer wieder flott. Im Grunde war es phantastisch, was das alte Fahrzeug leistete. So etwas wie einen Weg gab es nur den ersten Tag, am zweiten noch eine Wagenspur, am dritten hörte auch diese auf, und wir fuhren aufs Gekatewohl durch Steppe und Busch. Der Busch war



zunächst allerdings licht, und das Gras nicht hoch. Es reichte knapp bis zum Trittbrett; für afrikanisches Gras nicht viel. Aber unter dem Gras gab es Steine und Felsblöcke und vor allem Sumpfstrecken, die an Farbe und Form des Grasses nicht immer erkenntlich waren.

Wenn da der Wagen stecken blieb, hieß es rasch abgestiegen, das Gepäck herunter, das sinkende Chassis hochgelupft und mittels Matten, Gras- und Reisigbüscheln aus dem Sumpfloch herausgebracht. Oft mußte dann das Gepäck von den Boys und requirierten Eingeborenen aus den nächsten Dörfern kilometerweit getragen werden, während wir, oder gar nur Pieter allein, auf dem Auto weiterfuhren. Aber die Eingeborenendörfer sollten bald aufhören, da wir uns ja immer mehr der „neutralen“ menschenleeren Gegend an der Grenze der Massai-steppe näherten. So mieteten wir dreißig bis vierzig Schwarze, die für alle Notfälle uns begleiten sollten.

Dazwischen beschimpften Pieter und ich uns wechselseitig, ich ihn wegen seines schlechten Fahrens und seines ruinierten Wagen, er mich wegen unseres Gepäcks.

Und in Abständen regnete es wieder. Auf dem offenen Lastauto hatten wir keinen Schutz, und es gab kaum einen Abend, an dem wir trocken ins Lager gekommen wären. Alles in allem, es war eine unerquickliche Fahrt, gewürzt durch die völlige Unsicherheit und Ungewißheit, in die wir hineinschlitterten.

### 35. Die Gewitternacht.

Im Sumpflager.

Im Südosten stand eine schwarze Wand. Wir achteten nicht darauf, oder vielmehr wir wollten nicht darauf achten. „Wenn wir uns eilen, kommen wir heute an“, hatte

Pieter versprochen. „Ankommen“ hieß an dem Platz eintreffen, wo wir unser Standquartier aufschlagen wollten. Es wartete unser also nichts als ein leerer Fleck im weltverlorensten Busch, aber einerlei wo wir unsere Bleibe aufschlugen, alles war besser als die hastende Fahrt über unvorstellbares Gelände auf diesem alten Chevrolet-Lastwagen, dem man bei uns keine Fahrt von Berlin nach Leipzig mehr zugetraut hätte.

Wir klammerten uns an die Pieterschen Worte, obgleich keiner von uns daran glaubte. Bisher war immer noch alles anders gekommen, als der Bur vorausgesagt. Richtig verloren wir auch alsbald die Unwerfkurbel, die „Haya-Kurbel“, wie Ralph sie nannte, nach dem Kisuahelinwort „Haya“, das heißt „Vorwärts“. Mir blieb das Herz stehen vor Schreck. Einen Starter hatte der alte Wagen natürlich nicht. Wo sollten wir eine andere Kurbel herbekommen, und daß wir sie in dem hohen Gras wieder finden sollten, schien mir aussichtslos. Aber „bloody Pieter“ jagte die Boys zum Suchen zurück und bedrohte sie mit den fürchterlichsten Strafen, wenn sie die Kurbel nicht brächten. Und richtig, es dauerte keine halbe Stunde, so kamen sie damit an. Gott sei Dank!

Aber inzwischen war irgend etwas mit dem Motor passiert. Er wollte nicht anspringen. Nacheinander versuchten wir uns an der Kurbel, bis wir alle aufgelöst, schwitzend und fluchend den Motor umstanden. Pieter hatte seine eigene Methode, mit ihm umzugehen. Augenscheinlich war mit der Benzinzuführung etwas in Unordnung. Er sog das Benzin mit dem Munde hoch. Dabei bekam er soviel zu schlucken, daß sein Kopf noch röter wurde als sonst schon. Er gebärdete sich, als würde er im nächsten Augenblick explodieren und anfangen, Amok zu laufen.



Aber der Motor sprang an und zog uns, so unglaublich es auch erscheinen mochte, aus dem Loch heraus, in das wir durch das lange Warten eingesunken waren. Das war ja das Übelste an der Gegend: überall war Sumpf, abends fraßen einen die Moskitos, und ich wußte nicht, wie wir aus diesem miserablen Landstrich heil wieder herauskommen sollten. „Noch ein paar Stunden,“ tröstete Pieter, „dann sind wir auf dem Hochplateau, da ist kein Sumpf, kein Regen, keine Moskitos.“ Aber langsam gingen wir an zu glauben, daß dies gelobte Land nur in seiner Phantasie existierte. Doch was nützte alles Grübeln! Hauptsache war, daß der Motor lief und uns, wenn auch bald wieder mit kochendem Kühler, durch das immer höher werdende Sumpfgas zog. Warum haben wir uns keinen neuen Wagen gekauft, mußte ich denken; denn wenn wir das mit einem alten Chevrolet aufsteckten, was könnten wir dann mit einem neuen leisten!

Unter schweren Stößen rumpelten wir dahin, zur Abwechslung ging es wieder einmal über Stein und Fels. Mein Reisekamerad hielt Ralph auf den Knien, ich unsere Bamberg-Kamera. Sie war unser letzter Apparat, der noch heil war. Versagte auch sie, so war alle Mühe umsonst, und die schönsten Elefantenherden nutzten uns nichts. Nun war dieser Gefährte so mancher schwierigen Filmfahrt zwar von eiserner Gesundheit und Festigkeit, aber ob sie diese furchtbaren Stöße auf die Dauer aushielt, erschien mir doch zweifelhaft, so nahm ich sie wie ein Kind lieber auf die Knie, wobei ich freilich achtgeben mußte, daß wir nicht zusammen über Bord geschleudert wurden.

Endlich wurde die Fahrt ruhiger, das hieß also, wir fuhren wieder über Sumpfboden. Ich sah auf. Was war das? Da stand unmittelbar vor uns die Mauer: schwarz,



von einer unheimlichen, grauenhaft tiefen Schwärze und endlos, von der Erde bis zum Himmel, den ganzen Horizont füllend.

Ich packte Pieter an der Schulter: „Da, da! Das bricht jeden Augenblick los!“

Aber der Bur wies nur fluchend mit einer Kopfbewegung auf das Gelände. Er hatte recht; in dem hohen Sumpfsgras konnten wir keine Zelte aufschlagen. Aber wir mußten unter Dach kommen, ehe das Wetter losbrach. Hatte es einmal angefangen, war kein Gedanke mehr daran, die Zelte aufzustellen.

Es war unheimlich still geworden. Keiner von uns sprach ein Wort. Selbst die Vögel und Insekten waren verstummt. Verzweifelt hielt ich nach einem halbwegs geeigneten Lagerplatz Ausschau. Vor uns lag ein sanft geneigter Hang. Vielleicht ging es dort. Der Motor lärmte. Unheimlich klang das Blubblubb des kochenden Kühlwassers.

Wir hielten und rissen die Zelte vom Wagen. Keine Zeit, den Boden zu untersuchen! Pieter kümmerte sich nur um sich und seine Unterkunft. Die schwarze Wand stand über uns wie ein offener Schlund. Ein fahles Wetterleuchten huschte darüber hin wie ein höhnisches Lachen. Noch regte sich kein Lüftchen. In einer Sekunde würde es losbrechen.

Das erste Zelt stand. Hinein mit den Kindern und den Apparaten! Das andere war nicht so wichtig. Wie ein Rasender arbeitete ich daran, die Pflöcke einzuschlagen und die Schnüre zu spannen.

Nun das zweite! Eben hatte ich es leidlich fest, da brach das Unwetter los. Aber Gott sei Dank, Kinder und Gepäck waren verstaft. Nur die Gräben um die Zelte fehlten

noch. Verzweifelt hackte und grub ich, um einen Ablauf zu haben, ehe ein Strom entstand, der uns wegwusch. Ich stand allein. Im Zelt hatte mein Reisekamerad alle Hände voll zu tun, die Kinder zu versorgen und unser kostbares Gepäck vor dem eindringenden Wasser zu schützen. Pieter ließ sich nicht sehen, und die Boys waren mit dem ersten Blitz und Donnerschlag verschwunden.

Ich arbeitete nackt im Regen. Meine Kleider waren längst nichts als ein nasser Fetzen. Das Wasser stürzte in solchen Mengen, daß es schmerzhaft auf den Körper schlug. Aber der Graben um das erste Zelt war leidlich fertig, ein Lehmwall gegen die Zeltwände geworfen, das Kinderzelt halbwegs trocken und gesichert.

Von drin rief mein Kamerad: „Laß doch das dumme Graben und komm ins Zelt!“ — „Ich kann doch nicht,“ brüllte ich zurück, „ihr schwimmt ja sonst weg!“ Aber mein Kamerad ließ sich nicht beruhigen, immer wieder rief sie, immer ärgerlicher, immer flehender: „Komm doch rein!“ Erst viel später merkten wir, daß sie damals schon eine schwere Malaria gehabt hatte, die nur durch tägliche prophylaktische Chinindosen am offenen Ausbruch gehindert war. Im übrigen hatte wirklich jetzt keiner von uns Zeit, krank zu sein.

Als ich mit dem ersten Graben fertig war, eilte ich zum zweiten Zelt. Aber da stand's bö's. Das Wasser strömte darunter weg. Keine Möglichkeit, da etwas zu machen. Das einzige, was ich tun konnte, war, die Haltepflocke fester zu treiben und zu hoffen, daß der Sturm es uns nicht auf Nimmerwiedersehen entführte.

Ich wollte zum Kinderzelt zurück, aus dem mein Kamerad immer noch rief. Aber ich hatte keine Zeit, darauf zu hören. Die Gräben waren voll und drohten überzu-



laufen. Sie konnten die andrängenden Wassermassen nicht bewältigen. Ich hackte und grub, sie breiter und tiefer zu machen, aber es war fast aussichtslos.

Zwischen meinen Beinen hindurch gurgelte das Wasser. Es war stockdunkel. Nur wenn ein Blitz einschlug, stand alles in blendendem Licht. Da sah ich, was ich beim eiligen Zeltausschlagen nicht bemerkt. Wir lagen an einem sanften Hang, den immer stärkere Wasserfluten hinabströmten.

Aber wir durften nicht weggespült werden. Wenigstens das eine Zelt mußte trocken bleiben. Trotz Wasser und Kälte rann der Schweiß an mir herab. Ich stand über dem Graben, in dem zwischen meinen Beinen das Wasser wie ein Wildbach dahinsprudelte und hieb mit der Hacke in die lehmige Flut, um den Graben zu vertiefen.

Plötzlich aber stand alles in grellestem Licht. Wie eine Magnesiumflamme lohte die weiße Zeltwand neben mir auf. Strahlenbündel sprühten von Grashalm zu Grashalm. Ich hörte kaum den krachenden Donner, mit dem der Himmel auf uns herabzustürzen schien; denn ich fühlte einen zuckenden Schlag und Schmerz von einem Knie zum andern. „Jetzt bist du vom Blitz getroffen, und alles ist aus.“ Aber eine Sekunde später stellte ich fest, daß ich immer noch lebte und immer noch auf zwei Beinen stand, mit einem erheblichen „Knieschnackerl“ zwar, aber sonst anscheinend unverletzt.

Mir war sofort alles klar. Daß ich mit der eisernen Hacke im Wasser besonders gefährdet war, hatte ich von vornherein gewußt. Aber was wollte ich machen. Wenigstens das eine Zelt mußte gerettet und erhalten bleiben. Und nach einer kurzen Weile hatte ich mich auch so weit gefaßt und erholt, daß ich weiter arbeiten konnte.



### 36. Vom Sumpf- zum Elefantenlager.

Im Elefantenlager.

Die Sturmnacht war vorübergegangen, ohne uns nennenswerten Schaden zuzufügen, und schließlich sollten wir auch auf das Plateau kommen, das uns Pieter als klimatisches Paradies und Elefantendorado geschildert hatte. Freilich trafen wir nicht zu der in Aussicht gestellten Zeit ein, und auch nicht im Auto, sondern hübsch zu Fuß.

Unsern Wagen, der so manche Fährlichkeit überwunden, hatten wir auf unrühmliche Weise zurücklassen müssen. Er hatte uns noch glücklich durch eine sumpfige Niederung und im Anschluß daran einen Steilhang hinaufgefahren. Dann blieb er stehen und war nicht weiterzubringen. Nach langen Untersuchungen stellten wir fest, daß der Benzintank leer war. Und schlimmer noch: der letzte „Petrol-Lin“ war verbraucht.

Da saßen wir nun. Ich fauchte Pieter an, was er mit dem Geld gemacht, das ich ihm für Betriebsstoff vorgeschossen. Er blieb mir die Antwort nicht schuldig und kam mit seiner alten Behauptung, unser „Luxusgepäck“ sei schuld, daß er soviel verbraucht.

Dümmer konnte man nicht gut lügen, aber was halfs. Trotz allem waren wir aufeinander angewiesen. Das einzige, was ich tun konnte, war, sofort einen meiner eigenen Leute, auf die ich mich verlassen konnte, zurückzuschicken, um aus Kisii Benzin heranzuschaffen. Trotzdem würde es mindestens vierzehn Tage dauern, bis sie mit dem Benzin zurück sein konnten.

Inzwischen mußten wir schauen, zu Fuß weiter zu kommen. Das war das allerdringendste. Wir hatten vom Sumpflager aus unser ganzes Gepäck durch Eingeborene vorausgeschickt, um den Wagen zu entlasten. Weder Zelte noch Decken noch Proviant hatten wir bei uns.

Zu der Stelle, die Pieter ihnen als Lagerplatz bezeichnet,

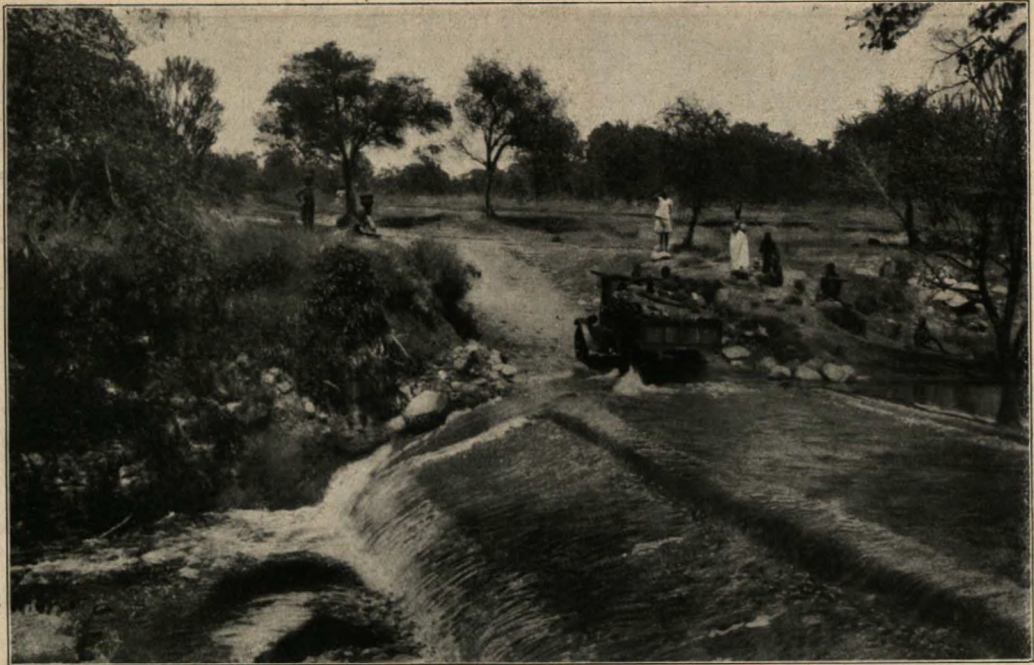
waren immerhin noch etliche Kilometer, und die Sonne stand schon bedenklich tief. Also keine Zeit verloren! Djuma nahm Ralph auf seine starken schwarzen Schultern, und wir zogen los.

Ich hatte einige Zweifel, ob die Eingeborenen die bezeichnete Stelle gefunden, ob sie mit den Zelten schon eingetroffen, und ob wir nicht mit den Kindern eine schauerliche Nacht im Busch ohne Nahrung und Obdach vor uns hatten, um so schlimmer, als der Himmel sich wieder zu beziehen begann.

Aber wie schon so oft auf unserer Reise kam nachher alles besser, als zu erwarten gewesen. Vor Sonnenuntergang trafen wir ein. Nicht nur die Zelte standen, sondern auch die Felddbetten, Feuer brannte, auf dem heißes Wasser siedete. Selten sind wir mit einem derartigen Gefühl der Erleichterung in unsere Schlafsäcke gekrochen.

Der nächste Morgen brach strahlend an. Als wir aufstanden, kam Pieter schon mit einem Kongoni zurück, das er in aller Frühe geschossen. Das war tüchtig, schließlich mußte er ebenso müde gewesen sein wie ich, und noch dazu war er noch einige Jahre älter. Ich holte die Whiskyflasche aus der Kiste. Wir setzten uns zusammen, und zum ersten Male seit dem Aufbruch unterhielten wir uns freundschaftlich ohne gegenseitige Vorwürfe.

Unser Zelt lag auf der Kimm eines sanften Hanges, von dem wir weit, weit ins Land hinaus sahen. Wie ein riesiger Park breitete es sich vor uns aus: Grassteppe mit Baum- und Buschgruppen durchsetzt. Auch unser Zelt lehnte sich an ein derartiges Gehölz, groß genug, daß wir Schatten und Brennholz hatten, und nicht so groß, daß es in unserm Rücken einen Schlupfwinkel für Leoparden oder andere unsympathische Nachbarschaft abgegeben hätte.



Mit „bloody Pieters“ vorsintflutlichem Gefährd durch dick und dünn.





Pannan verursachen auch in Afrika Menschaufläufe.  
Die Schwarzen kamen von weit her, um uns zu bestaunen.



„Bloody Pieter“ untersucht eine Elefantensährte.

Wir saßen hier in vollkommener Einsamkeit. Zum nächsten Eingeborenendorf waren es mehrere Tagemärsche. Es war eigentlich ein herrliches Gefühl. Allerdings weiß ich nicht, ob mein Reiselkamerad diese Einsamkeit gleich angenehm empfand, besonders wenn sie daran dachte, daß sie bald hier mit den Kindern und einigen Schwarzen ganz allein sitzen würde. Es galt ja, keine Zeit zu verlieren. Schon am nächsten Morgen wollte ich mit Pieter auf Elefanten losziehen. Nur wir zwei und einige Boys mit dem Nötigsten: Decken und Proviant. Nicht einmal ein Zelt wollten wir mitnehmen, um leichter beweglich zu sein. Pieter verfügte in der Gegend, in die wir ziehen wollten, von früheren Jagden her über eine Grashütte, die als Standquartier dienen konnte.

Am Abend gab ich ein paar Probeschüsse ab. Die Kinder sahen interessiert zu. Als aber nichts erfolgte, meinte Ralph empört: „Wo ist denn der Elefant oder der Löwe, auf den du schießt?“

### 37. Endlich vor den Elefanten!

Im Grashüttenlager.

Als wir Pieters Grashütte erreichten, mußte er sich legen — Malaria. Ich wollte ihm Chinintabletten geben, aber er hatte seine eigene Art, sich zu kurieren. Er zog eine Flasche mit einer Chininlösung aus der Tasche und trank sie zur Hälfte leer. Daraufhin ließ das Fieber nach, aber er war doch noch zu matt, mich zu begleiten. So machte ich den ersten Erkundungsgang allein.

Ich nahm nur Gewehr und Handkamera mit; denn ich erwartete nicht, hier schon auf Großwild zu stoßen, obgleich es eine ideale Gegend dafür war. So viel hatte ich inzwischen



auch schon gelernt. Hohes Elefantengras, aber nicht zu hoch, daß die Dickhäuter ganz darin verschwunden wären, Sumpf und Suhlen, viel Wasser, und die Steppe mit großen Wäldern durchsetzt, wie die Elefanten sie lieben, um sich während des Tags darin zu verbergen. Letztere hatten für mich allerdings auch ihre schweren Nachteile; denn sie beschränkten das Filmen auf die frühen Morgen- und späten Nachmittagsstunden, wenn die Tiere zum Weiden das schützende Dickicht verließen.

Kaum hatte ich den ersten Fluß gekreuzt und war noch keine halbe Stunde vom Lager fort, als ich auf die erste Elefantenfährte stieß, und bald war die Gegend wie durchzogen damit. Soviel verstand ich nun allerdings nicht, um zu wissen, wie alt diese Spuren waren. Immerhin stand fest, Elefanten gab es hier. Hoffnungsfreudig ging ich weiter, wenn ich mir auch nicht träumen ließ, daß ich in fünf Minuten vor einer großen Herde stehen sollte.

So war ich mehr erschrocken als freudig überrascht, als der vor mir gehende Schwarze plötzlich wie vom Blitz getroffen und aufgeregt flüsternd nach vorn wies. Richtig, da hob sich ein schwarzgrauer Rücken über das hohe Gras, und noch einer, noch einer, zehn, zwanzig, dreißig, eine ganze große Herde. Mit dem Tele hätte ich die schönsten Aufnahmen machen können, aber ich Narr hatte ja den großen Apparat zu Hause gelassen. Ich belegte mich mit den größten Schimpfnamen, die ich im Augenblick vorrätig hatte. Aber wer hätte auch ahnen können, daß ich so bald schon auf Elefanten stoßen würde!

Das Richtigeste wäre vielleicht gewesen, so geräuschlos wie möglich umzukehren, um morgen mein Heil nochmal zu versuchen. Aber wer weiß, wo die Tiere dann waren. Elefanten sind rüstige Wanderer. Außerdem hatte mich das



Jagdfieber schon gepackt. Ich wollte mich mit der Handkamera anschleichen. Doch war ich zu undvorsichtig oder schlug der Wind um? Genug, ehe ich nur halbwegs näher gekommen, um eine Aufnahme zu machen, sicherten die Dickhäuter und zogen langsam in den Wald ab.

Ihnen dorthin zu folgen, wäre Unsinn gewesen, zumal die Sonne unmittelbar vor dem Untergang stand. In schwer beschreibbarer Stimmung marschierte ich zu unserm Lager zurück. Ohne es mir einzugestehen, hatte ich nur mit einiger Unruhe die Meinen ganz allein in der Wildnis zurückgelassen. Zu denken, daß ich jetzt schon die Aufnahmen hätte haben können, die ich so dringend brauchte und morgen damit hätte zurückkehren können! Es war wirklich zum Haarausraufen.

Am liebsten hätte ich Pieter meinen Mißerfolg verschwiegen, aber das ging nicht; denn wir mußten morgen wenigstens nachsehen, ob die Elefanten nicht vielleicht doch noch da waren.

Doch der Jäger höhnte nicht einmal so, wie ich erwartet hatte. Er war auch noch zu schwach von seinem Fieberanfall. Knurrig, müde, ohne ein Wort zu wechseln, hockten wir in der Hütte einander gegenüber und würgten unser Abendessen hinunter. Es bestand aus Brot, Fleisch und Kaffee. Das war von jetzt an unser Frühstück, Mittag- und Abendessen; denn wir lebten, wie ich schon sagte, auf diesem Jagdzug ganz „à la boer“.

Am nächsten Morgen gingen wir erneut ans Werk. Pieter hatte seinen Fieberanfall gründlich überwunden. Er schleppte mich zwölf Stunden ohne Pause durch Steppe und Sumpf, so daß ich mich am Abend in der Hütte zu Boden warf, als hätte jetzt mich das Fieber gepackt.

Die Elefanten von gestern waren natürlich fort. Aber

wir hatten sovieler andere frische Spuren gefunden, daß Pieter vorschlug, zunächst hier zu bleiben und die ganze Gegend von unserm Standquartier aus abzupatrouillieren. Es war eine harte Zeit, aber ich gewöhnte mich an die Gewaltmärsche ebenso wie an die eintönige Kost. Was an den Nerven zerrte, war die Vergeblichkeit unserer Mühe. Wir hatten keinen Schwanz mehr zu Gesicht bekommen, und meine Selbstvorwürfe wegen des Versäumnisses am ersten Tage wuchsen ins Riesenhafte.

Wir steckten die Steppe in Brand, um die Elefanten uns zuzutreiben. Vergeblich. Entweder waren die Tiere fort, oder sie kamen aus den Wäldern tagsüber nicht mehr heraus. Schweren Herzens mußten wir uns entschließen, weiter zu ziehen und sandten Boten ins Hauptlager nach neuem Proviant; denn wir hatten uns nicht getraut, frisches Wild zu schießen, um die Elefanten nicht zu vergrämen.

Da die Rückkehr der Boten sich verzögerte, versuchten wir noch einmal unser Heil. In aller Frühe zogen wir los. Schließlich stießen wir auf eine frische Fährte, und da ließ Pieter nicht mehr los. Man konnte gegen den Buren sagen, was man wollte. Ein Raubbein war er und ein Schweinehund, aber ein Jäger, Donnerwetter! Und Müdigkeit kannte er auch nicht. Ich mußte die Zähne zusammenbeißen, um nicht schlapp zu machen. Aus Pieters ganzem Wesen strahlte eine wilde Energie. "Bloody damned beasts!" Heute mußten wir die Tiere bekommen. Es ging durch Flüsse, in denen uns das Wasser bis an den Hals reichte, durch Sümpfe, aus denen man die Beine bei jedem Schritt nur mit Mühe wieder herausbekam, durch Dornhecken, die uns das Khakihemd in Fetzen zerrissen und Gesicht, Beine und Hände mit Kratzern bedeckten, durch Wälder von düsterer Finsternis und triefender Feuchtigkeit.



Es wurde Mittag, es wurde Nachmittag, es ging auf den Abend zu. Wohin soll das führen, dachte ich im stillen. Wir hatten nichts mit, gar nichts außer einer Flasche Wasser. Wo und wie sollten wir die Nacht verbringen? Aber nicht um die Welt hätte ich einen Ton gesagt oder gar die Umkehr vorgeschlagen. Unsere Boys fingen an zu murren. Wir hatten nur drei mit, die sich im Tragen der großen Bamberg-Kamera abwechselten. Diesmal wollte ich mich nicht wieder überraschen lassen, und so ließ ich mir den Apparat schußfertig vorantragen, auf dem Stativ mit eingeschraubtem Tele. Das ist ein sauberes Gewicht, ganz abgesehen davon, daß die Kamera so überaus schlecht zu tragen ist, da einem die harten Stativstangen in die Schulter einschneiden.

Das war alles einerlei. Pieter stapfte vor uns her, und wir folgten. Plötzlich hielt er. Ich konnte gerade noch den Apparat auffangen, den der Boy vor mir von der Schulter gleiten ließ. Im nächsten Augenblick war er samt den beiden andern verschwunden.

Über die Lichtung vor uns zog eine alte mächtige Elefantenkuh. Bung, bung, bung schlug einem das Herz. Nur jetzt rasch, nur jetzt den Augenblick nicht versäumen! In rasender Hast und doch vollkommen kalter Ruhe bog ich die Stativbeine auseinander, fing das Tier im Blickfeld ein und konnte es gerade noch kurbeln, ehe es in einem kleinen Gehölz verschwand.

Pieter sah mich fragend an. Ich nickte. Sein Kopf wies nach vorn. Weiter! Ich schulterte den schweren Apparat. Wir hasteten vorwärts, wir liefen. Die Kamera lastete wie tausend Zentner Blei. Die Schultern brannten. Mein Atem kochte, mein Herz schlug. Weiter, weiter!

Wir strebten einer hochgelegenen Buschgruppe zu, von



der aus man einen Ausblick haben mußte. Und da sahen wir vor uns die Herde. Mindestens zwanzig Tiere! Aber das Gras war zu hoch. Man sah nur die Rücken. Flüsternd bedeutete ich Pieter, daß ich hier nicht filmen konnte. Ich wollte mich von der Flanke aus anschleichen. Er war anderer Meinung, raunte mir heiser etwas zu, das ich nicht verstand.

Reuchend rannte ich mit der Kamera nach rechts. „Wenn sie nur bleiben, wenn sie nur bleiben“, sandte ich ein Stoßgebet nach dem andern zum Himmel! Dabei wurde das Gelände immer schwieriger, ich kam immer tiefer in die Dornen.

Plötzlich überfiel mich eiskalter Schreck. Wo war mein Gewehr, vorhin hatte ich es noch gehabt! Es mußte mir beim Laufen von der Schulter geglitten sein. Von Pieter war nichts zu sehen, von den Elefanten auch nichts. Wo waren sie?

Da hörte ich den Buren rufen. Hinter einer Buschgruppe stand er und winkte mir hastig gestikulierend zu.

„Schweinehund, Was, bloody damned beast!“ fluchte ich, „du verjagst mir ja die Elefanten durch dein saublödes Schreien! Nicht einen Penny zahle ich dir!“

Aber Pieter brüllte weiter wie ein Stier. Und als ich darauf nicht achtete, kam er auf mich zugestürzt. Irgend etwas Besonderes mußte los sein, und jetzt entschloß ich mich doch, in der von ihm so wild angedeuteten Richtung zu gehen.

Aber nun konnte ich nicht mehr. Der Apparat war zu schwer. Ich brach unter ihm zusammen. Pieter erreichte mich, riß ihn mir fast von der Schulter, drückte mir dafür meine Büchse in die Hand, die er augenscheinlich gefunden. Dann stürzte er in einem Tempo davon, daß ich kaum zu folgen vermochte.

Und da sah ich. In entgegengesetzter Richtung stand

auf einer freien Lichtung im niederen Gras mindestens ein Duzend Elefanten. Auf fast 80 Meter kamen wir heran, dann riß mich Pieter hinter einem Busch zu Boden.

Mir zitterten die Hände, als ich die Stativbeine auseinanderzerrte. Herrgott, wenn nur jetzt alles in Ordnung war. Die Elefanten wurden schon unruhig. Ihre Rüssel fuhren Witterung nehmend in die Luft. Wie seltsame Schlangen standen sie hochaufgerichtet, gleich Wesen von eigenem Leben.

Herrgott, was war mit dem Apparat, die Höhenkurbel ließ sich nicht drehen. Bei dem raschen Lauf durch den Busch mußte etwas verbogen sein. Ich stellte, beinahe weinend vor Wut und Aufregung, das vordere Stativbein tiefer, bis ich die Elefanten ins Bild bekam. Pieter war ein einziges: „Los, los, mach doch! Ich will mein Geld verdienen!“

Endlich konnte ich kurbeln. Es war ein herrliches Bild. Die Herde kam auf uns zu. Pieter lag im Anschlag: „Take your gun!“ raunte er mir zu. Ich schüttelte nur wild den Kopf und kurbelte weiter.

„Take your gun, you fool!“ brüllte der Bur mich an. Die Elefanten stußten. Einen Moment standen sie wie eine Mauer. Dann ging ein plötzliches Zittern durch die Reihe. Sie machten kehrt. Ich kurbelte ihre Flucht. Dann sank ich neben dem Apparat zu Boden. Aber ich raffte mich sofort auf. Nach! Vielleicht bekamen wir noch bessere Bilder. Aber Pieter streifte. „Nein, wollen Sie uns beide töten? Die Tiere sind genug gereizt.“

Ich wollte trotzdem nach. Da sah ich erst, daß die Sonne sank. Ein unwahrscheinlich goldenes Licht war um uns. In fünf Minuten würde es Nacht sein. Jetzt erst wich die Spannung völlig von mir. Restlos erschöpft, aber auch restlos glücklich sank ich zu Boden.



### 38. Eine furchtbare Überraschung.

Im Elefantenlager.

Wieder hockten wir in unserer Grashütte. Die Nacht im Busch, die auf die geglückte Elefantenaufnahme folgte, war gar nicht einmal so übel abgelaufen. Nachdem die Elefanten fort waren, hatten sich unsere Boys langsam einer nach dem andern wieder eingefunden, als ob nichts geschehen wäre und begannen, uns eine Laubhütte zu bauen. Pieter wie ich waren zu müde, sie auszuzanken. Wozu auch? Von einigen Ausnahmen abgesehen, betrachtet es der Schwarze als sein gutes Recht, vor Großwild auszukneifen und es dem weißen Mann zu überlassen, wie er damit fertig wird. Was sollte er auch dabei, der Waffenlose? Und wofür sollte er sein Leben aufs Spiel setzen! Pieter wie ich wußten wofür.

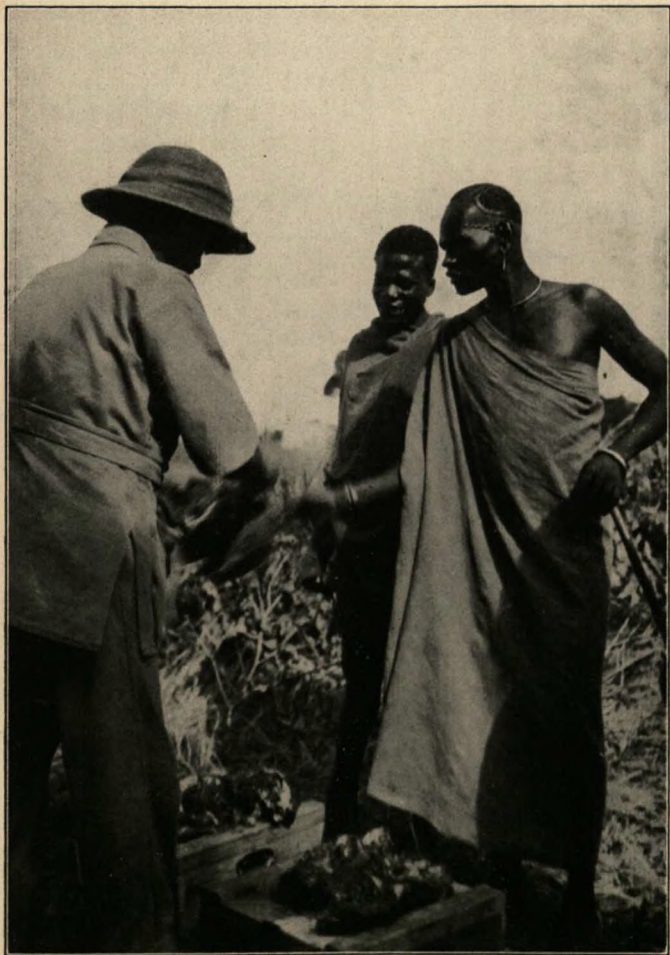
Zunächst waren wir auch beide zufrieden. Ich hatte meine Bilder, und Pieter hatte den ausgemachten Lohn verdient. Aber unsere Eintracht dauerte nur so lange wie unsere Erschöpfung. Bereits am andern Tage auf dem Rückmarsch zur Grashütte fing er an, ob ich nicht meinte, daß wir sehr nahe an die Elefanten herangekommen wären, ob ich nicht meinte, daß wir bis auf 20 Yards herangekommen wären.

Ich roch natürlich den Braten und winkte sofort energisch ab: „Aber Pieter, 20? Knappe 80!“

Doch er ließ nicht locker. Bei den ersten ja, aber dann die letzten, die waren keine 20 Yards von uns.

Schließlich behauptete er steif und fest, er hätte die Extragratisifikation von 100 Pfund verdient, die ich für eine Elefantenaufnahme auf 20 Yards Entfernung ausgesetzt hatte. Als er sah, daß ich mich nicht einschüchtern ließ, änderte er seine Taktik: „Damned, so bringe ich Sie morgen auf 20 Yards heran.“





Die Träger lassen sich am liebsten mit Fleisch bezahlen. Für Fleisch tun sie alles.



Auszug zur Elefantenjagd.

Bisher war ich glücklich und zufrieden gewesen, heilfroh, daß alles so gut abgelaufen, und fest entschlossen, morgigen Tags zu den Meinen zurückzukehren. Aber nun fuhr mir plötzlich die Versuchung ins Blut: „Herrschaft, wenn ich es nochmal versuchte!“ Die ganz guten, die sensationellen Bilder hatte ich ja noch nicht. Hatte ich nicht immer davon geträumt, einen wildanstürmenden Elefantenbullen auf den Filmstreifen zu bekommen, der erst unmittelbar vor der Kamera zusammenbricht?

Na, was soll ich lange erzählen. Als wir an der Gras- hütte ankamen, waren wir uns einig, daß Pieter den aus- gemachten Lohn verdient, daß wir aber noch einmal unser Heil versuchen wollten, um mir die Möglichkeit zu geben, einen Elefanten auf 20 Yards zu filmen, und ihm, die 100 Pfund zu verdienen.

Zu weiteren Debatten kam es nicht; denn kaum waren wir in der Hütte, packte Pieter wieder das Fieber. Diesmal ganz schlimm. Sein ohnehin verwittertes und verfallenes Gesicht wirkte wie eine Totenmaske. Auf seinen Wunsch gab ich ihm seine Chininflasche, und er trank sie bis auf den letzten Tropfen aus. Zunächst war keine Wirkung zu spüren. Er phantasierte wild, und seine Temperatur stieg derart, daß ich Sorge bekam, ob ich ihn durchbrächte.

Die Boys trugen das Abendessen herein, die letzten Reste Fleisch und dünnen Kaffee. Die Boten aus dem Haupt- lager waren noch nicht zurück. Das Fleisch roch auch schon ein wenig oder vielmehr erheblich, aber ich war hungrig und wollte mich gerade daranmachen, als die Läufer kamen. Außer dem Proviant brachten sie einen Brief. So hungrig ich auch war, stürzte ich mich doch erst auf diesen. Mein Kamerad schrieb, alles sei in Ordnung, die Kinder wohlauf und sie alle vergnügt. Aber dann kam noch ein Nachsatz:



einige der Schwarzen, die wir ihnen zurückgelassen, hätten nicht mehr bleiben wollen, mit der Begründung, Elefanten seien in der Nähe. Und dann hieß es: „... und denk Dir, gestern nacht war ein Rhino in unserm Lager. Ich lag schon im Bett, da hörte ich ganz deutlich und ganz nahe das schwere Fauchen: ffu ffu. Was sollten wir tun? Ich zog die Decke über die Ohren und dachte, wenn du jetzt nicht einschliffst, schliffst du überhaupt nicht mehr ein, zumal die Hyänen jede Nacht heulen und nach dem Fleisch springen, das wir in die Bäume gehängt haben.“

Lazfere Frau, dachte ich und machte mich ans Essen. Dabei las ich den Brief noch einmal, und dann sah ich, daß auf den Umschlag noch ein allerletztes Postskriptum gekritzelt war: „Gorge Dich nicht und kehre um Gottes willen nicht unsertwegen früher um, als bis Du alle Elefanten hast, die Du haben willst.“

„Hm!“ Ich wurde nachdenklich. „Gorge Dich nicht!“ Also konnten sie doch meinen, daß ich mich ängstigen könnte. Plötzlich sah ich die Sache in ganz anderm Licht. Ein Rhino nachts am Lager? Elefanten in der Nähe? Und meine Frau ganz allein mit den Kindern? So sorglos ich vorher gewesen, jetzt packte mich plötzlich rasende Angst. Wahnsinn, noch weiter hinter den verfluchten Dickhäutern herzugehen! Ich mußte sofort umkehren, jetzt sofort in der Nacht. Das heißt, nein, daß wäre ja Unsinn, ich würde den Weg verlieren und nur Zeit versäumen. Aber morgen in aller Frühe mußte ich aufbrechen. Ich rief die Boys und gab ihnen Weisung.

Da richtete sich Pieter plötzlich auf, der bis dahin wie leblos dagelegen: „Was reden Sie da, Bwana? Sie wollen morgen zurück, Bwana?“

Ich erklärte ihm die Sachlage, aber der Buir fuhr

hoch, totenblaß vor Wut und mit einemmal ganz fieberfrei: „Was? Was! und unsere Aufnahme? Bwana! und meine 100 Pfund? Bwana!“

Ich zuckte nur die Achseln. Aber so leichten Kaufs kam ich nicht davon. Der Kranke fuhr hoch, brachte mir seine von Wut grauenhaft verzerrte Frage ganz nahe: „Ich bringe dich mit deiner Kamera vor den Elefanten, Bwana, auf 10 Yards, Bwana!“

Diesem energieverzerrten Mann glaubte ich aufs Wort. Ja, er würde es möglich machen. Aber ich las auch, was in diesen lobenden Augen stand: „Dein Geld will ich, und dann verreck!“

Der Bur tastete mit der Rechten, als wolle er sich aufrichten, oder griff er nach dem Gewehr, das neben ihm an der Wand lehnte? Wie unabsichtlich stieß ich mit dem Fuß gegen die Waffe, daß sie umfiel und aus seiner Reichweite rutschte.

„Bwana! Bwana!“ Dann schüttelte ihn glücklicherweise ein neuer Fieberanfall, und er sank keuchend zu Boden.

Die Nacht schlief ich nicht und ließ die Büchse nicht von meiner Seite.

Am andern Morgen war Pieter wieder gesund, und wir einigten uns. Wir wollten sofort zusammen umkehren. War bei den Meinen alles in Ordnung, so wollten wir dem Rhino nach, das sich im Lager gezeigt. Bekamen wir es, so sollte er 50 Pfund erhalten.

In meinem Leben bin ich nicht so flott marschiert. Ich ließ Pieter, der mir doch sonst im Laufen über war, weit zurück. Als ich an den Fuß des Hanges kam, von dem aus man unser Lager sehen mußte, kamen mir Schwarze entgegen. Ich kannte sie nicht. Sie erzählten aufgeregt etwas, das ich nicht verstand, und gestikulierten in der Luft herum.



Mich packte eine plötzliche Angst. Ich rannte den Hügel hinauf. Von da mußte ich doch wenigstens unsere Zelte sehen. Aber wie ich oben anlangte, da — da — waren die Zelte fort! Das Gehölz sah ich ganz deutlich, vor dem sie gestanden. Ja, das war es, das mit dem seltsam verkrüppelten Baum, auf dem wir unsere Fleischvorräte hochgezogen, um sie vor den Hyänen zu sichern.

Einen Augenblick stand ich wie erstarrt. Ich schloß die Augen und suchte Ruhe zu gewinnen, überzeugt, daß meine erregten Nerven mich narreten und die Zelte am alten Platz stehen würden, sobald ich sie wieder öffnete.

Ich hielt die Augen länger geschlossen als nötig. Ich riß meinen ganzen Willen zusammen. Jetzt, wenn ich sie öffnete, würden die Zelte auf dem alten Platz stehen. Der leere Fleck grinste mich an.

Wie ich den Hang hinunterkam? Ich glaube, ich bin mehr gerollt als gelaufen. Ich fiel fast in das Loch, aus dem wir unser Wasser holten. Aber so eilig ich hastete, das eine sah ich doch, das Schreckliche, das mir das Herz noch kälter werden ließ: die frische Spur eines großen Elefanten.

Und dann hörte ich eine helle Stimme: Ralphs süße, helle Kinderstimme bei seinem geliebten Autospiel: „Tu — tu — Krrrrr!“

### 39. Der Einzelgänger vor unserm Lager.

Im Elefantenlager.

Wir saßen am Feuer, allein. Die Kinder lagen schon im Zelt unter ihren Moskitonezen, und Pieter hatte sich in sein eigenes Lager zurückgezogen.

Schweigend saßen wir nebeneinander, aber jeder wußte, was der andere dachte. Wie Dünung nach dem Sturm



rollte in unsern Herzen die ungeheuerere Erregung der letzten Stunden nach.

Djuma kam, einen Feuerbrand zu holen, um die Holzstapel anzuzünden, die rings um unser Lager die Nacht über brennen sollten. Wir waren vorsichtig geworden.

Am Morgen nach dem nächtlichen Rhinobesuch hatte mein Kamerad die Spur des Dickhäuters nachdenklich betrachtet. Sie führte erschreckend nahe am Lager vorbei, und gar nicht weit fand sich auch die Wanne im hohen Gras, wo es genächtigt.

Es stand zu erwarten, daß das Tier in der nächsten Nacht wiederkam. Aus purer Dummheit oder auch durch den ungewohnten Anblick erschreckt, konnte es die Zelte annehmen und niedertrampeln. Mein Kamerad ließ sie deshalb abbrechen und in das Innere des Gehölzes verlegen. Am späten Nachmittage war alles fertig. Gras, Buschwerk und niedere Stämme waren beseitigt, und so inmitten des Gehölzes ein freier Platz entstanden. Gerade hatte man sich hier zum Vesper niedergelassen, als die Boys aufgeregter und so aschfahl, wie ein Neger nur werden kann, vom Rande des Wäldchens herbeigestürzt kamen, wo sie damit beschäftigt waren, es durch einen Dornenverhau noch undurchdringlicher zu machen.

Mein Kamerad war gerade dabei, Ralph zu füttern, der wieder einmal zu faul war, selbst zu essen. Es gab Reis, wie immer; denn Brot war uns schon längst ausgegangen, und zum Selbstbacken war einfach keine Zeit. Der Löffel fiel zu Boden und der Reistopf folgte, so hastig riß Djuma das Kind an sich. „Tempo! Tempo!“ krächzte er heiser und atemlos. Dann stürzte er schon nach rückwärts davon.

Tempo ist Kisuaheli und heißt Elefant. Mein Kamerad hatte soviel klare Besinnung, um an den Rand des

Gehölzes zu eilen. Und da — kam wirklich ein Elefant, der Einzelgänger, von dem die Schwarzen schon die ganzen letzten Tage gesprochen. Die gewaltigen Stoßzähne, die unheimlich lang vorstanden, konnten keinen Zweifel daran lassen, daß es sich um einen jener alten Bullen handelte, die wegen ihrer Unverträglichkeit und Bosheit von der Herde verstoßen werden. Mancher von ihnen hat von Begegnungen mit dem weißen Manne her eine oder mehrere Kugeln im Leibe und nimmt blindlings an, wenn er dessen Witterung bekommt.

Noch hatte er das Lager nicht bemerkt, und glücklicherweise stand der Wind günstig. Aber trotzdem war die Gefahr riesengroß. Mein Kamerad besaß als Waffe nur eine 7-mm-Repetierbüchse. Gegen Löwe und Leopard ausgezeichnet, aber gegen Dickhäuter? Selbst für den besten Schützen ist ein Schuß aus einem so kleinkalibrigen Gewehr ein ungeheures Wagnis. Sitzt nicht der erste Schuß im Gehirn oder Blatt, so gibt es für den Schützen keine Rettung vor dem rasenden Tier, während aus der schweren Elefantenbüchse selbst ein nicht tödlicher Schuß einen solchen Schock für das Tier bedeutet, daß immer noch Zeit für einen zweiten und dritten bleibt.

Pieter hatte es für ausgeschlossen erklärt, daß die Elefanten so weit herunter bis zu unserm Standlager kommen würden. War vielleicht der Steppenbrand schuld gewesen, den wir angezündet? Wir haben später lange darüber gestritten, aber im Augenblick war das völlig belanglos. Da gab es für meinen Kameraden nur eins: sich und die Kinder retten. Wie sie vorsichtig zurücktrat, um die Aufmerksamkeit des Tiers nicht zu erregen, sah sie Kenate neben sich, mit erschrockenen, aber entschlossenen Augen, das Gewehr in der Hand: „Soll ich schießen, Mensch?“



Sie ergriff das Mädchen an der Hand und zerrte es nach rückwärts. Als sie aus dem Gehölz heraus waren, sahen sie vor sich Djuma mit Ralph und den andern Schwarzen in gewaltigen Säßen durch das hohe Gras auf eine entfernte Buschgruppe zueilen. Es hieß, ihnen nach, ehe der Elefant sie erblickte. Sie rannten ums Leben.

Keuchend fielen sie hinter dem dicken Baumstamm zu Boden, der inmitten niederer Büsche stand. Eine ganze Weile dauerte es — oder waren es nur Sekunden —, ehe mein Kamerad sich entschließen konnte, den Kopf zu heben und vorsichtig durch den Busch nach dem Gegner auszuspähen.

Richtig, da kam er heran. Gemächlich, Schritt für Schritt. Der lange Rüssel baumelte zwischen den Stoßzähnen. Langsam trottete der Riese vorwärts, aber er kam doch immer näher, immer näher. Jetzt waren es keine hundert Schritt mehr, keine achtzig.

Das Herz der Mutter war ein einziger lautloser Schrei, ein einziges wildes Gebet: „Es darf und darf nicht sein. Wir dürfen nicht zuviel gewagt haben, als wir die Kinder bis hierher mitnahmen. Und wenn, so laß es nur das eine Mal noch gut ausgehen.“

Näher und näher kam das Tier. Den Baum zu erklimmen unmöglich, weitere Flucht ausgeschlossen; denn das hätte die Aufmerksamkeit des Elefanten erregen müssen. Der Atem stockte, der Herzschlag setzte aus. Renates Gesicht tauchte kalkweiß, aber mit todentschlossenen Augen neben dem der Mutter auf. Zu ihren Füßen aber kauerte Ralph: vernüßt, unbekümmert, ahnungslos. Und in das atemlose Schweigen piepste sein Stimmchen: „Jetzt frißt der Elefant sicher meinen Reis auf!“

Als sei eine Zauberformel ausgesprochen, ein Bann



gebrochen, hielt das riesige Tier plötzlich inne, warf den Rüssel ungeschlüssig hin und her, wendete dann und trotzte langsam zurück.

Aber ganz war die Gefahr noch nicht abgewendet. Der Elefant hatte unsere Wasserstelle entdeckt und schien sie für einen günstigen Badeplatz zu halten. Das Loch lag in einer tiefen Mulde, und so war der badende Elefant vom Versteck aus nicht zu sehen. Aber deutlich hörte man sein Schnauben und Plätschern.

Endlos dauerte das Bad. Den angstvoll Harrenden schienen es Stunden und Stunden. Endlich, endlich hatte der Elefant sein Bad beendet. Langsam sah man ihn aus der Mulde den jenseitigen Hang hinauftrotten und hinter der Kimm verschwinden.





10406